11/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

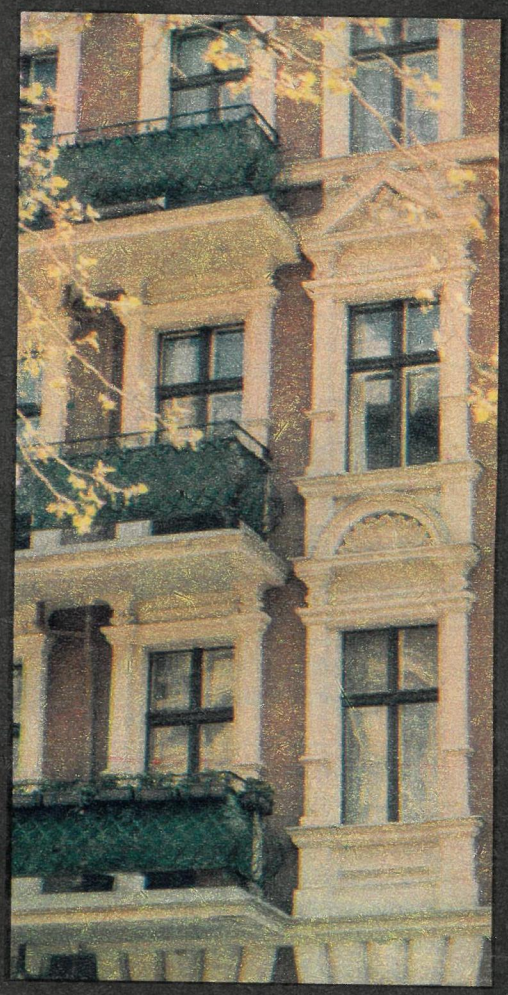
FREIE Welt

Moskau, du

Impressionen aus der sowjetischen Hauptstadt

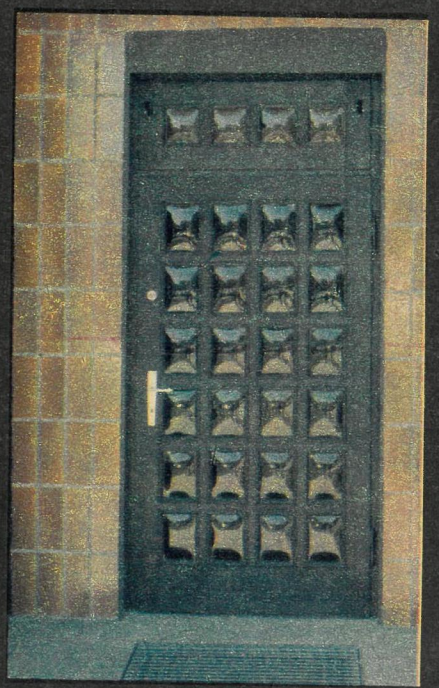
Kontra Tod

FW-Besuch in Boston bei Prof. Dr. Lown



Bau-schau!

Wohnen und wohl fühlen — Bauausstellung der DDR in Berlin



★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Stadtporträt
Der sowjetischen Hauptstadt Moskau ins Gesicht geschaut **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Vor dem Bauernkongreß
Der lange Weg einer Roggenrekordsorte **Seite 16**

Tatsachenbericht
Brand in der Taiga **Seite 18**

Sozialistisches Äthiopien
Auszug aus der Dürre **Seite 20**

Gesundheit
Zahnfreundliche Schulmilch **Seite 22**

Bildbericht
Das Gebrauchspferd der Tadshiken **Seite 24**

Berliner Geschichte
Die Widerstandsgruppe Herbert Baum **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Mordkommando **Seite 28**

Betrachtung
Schriftsteller in Berlin **Seite 30**

Literatur
Berühmte Liebespaare – Goethe und Ulrike **Seite 32**

Erzählung
Michail Lermontow: Der Fatalist **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab" **Seite 40**

Haarkunst
Frühlingsfest der Rigaer Friseure **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Porträt
Der Arzt aus Boston **Seite 46**

Report privat
Familienausflug auf den Elbrus **Seite 52**

Sammelserie Raumfahrt
Die Prototypen bemannter Raumschiffe (1) **Seite 55**

Titelfoto:
Christian Dietrich vom Wohnungsbaukombinat Berlin und die attraktiven Häuserfassaden fotografierte Alfred Paszkowiak

Redaktionsschluß für dieses Heft:
18. Mai 1987

Bau, schau, wem...

Den Reporter packte die Baulust. Er stillte sie durch sein Handwerk und baute unter dem ersten Eindruck des Gesehenen eine alte sprichwörtliche Lebensregel ein wenig um: Bau, schau, wem. Stellte dabei fest, daß diese drei Wörter nun gar nichts mehr Fragendes an sich haben. Das Bauwesen, insonderheit unser Wohnungsbau, bietet hierzulande schließlich unwahrscheinlich viel und täglich mehr zum Schauen. Und vieles davon – Entstehendes, Bestehendes – ist nunmehr auf der Bauausstellung der DDR in gedrängtem Schauangebot zu erleben. Sehen ist bekanntlich ein vorausgerichteter menschlicher Sinn, und gerade dafür bieten die 6000 Quadratmeter Ausstel-

„Bauen zum Wohle des Volkes“ – der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, der Vorsitzende des Ministerrates Willi Stoph und weitere Mitglieder der Partei- und Staatsführung bei der Eröffnung der Leistungsschau des Bauwesens unserer Republik in der Berliner Dynamo-Sporthalle (Foto rechts).

Foto unten: Auch das Modell von Halle beweist die Leistungsfähigkeit im innerstädtischen Bau. Foto links: Im Freigelände geben die Bauhandwerker mit interessanten Lösungen von Betonbögen, Brunnen und Fenstereinfassungen ihre Visitenkarte ab.

lungsfläche in der Berliner Dynamohalle und die 25 000 Quadratmeter auf dem angrenzenden Freigelände für ausgefüllte Stunden Augenfreude und Bemerkenswertes. 1500 Exponate sind zu betrachten. Aussagen über unser Bauwesen. Ansehen hat dort wirklich doppelten Wortsinn, aber keinesfalls doppelbödigen. Denn gerade das Wort „wem“ steht für unsere Sozialpolitik. Deren Kernstück ist der Wohnungsbau. Rund 170 000 Bürger unserer Republik genossen bereits in den ersten vier Monaten des Jahres die soliden Vorzüge dieser Wirtschaftsstrategie und feierten Einzug in eine neuerrichtete, rekonstruierte oder modernisierte Wohnung. Allein in der 750jährigen Hauptstadt wurden 6850 Wohnungen bezogen. Ein neuer Gedanke stellt sich ein: Kinder, wie die Zeit vergeht! Das war ja wirklich erst 1985, als eine ähnliche Ausstellung zur 8. Baukonferenz im Berliner Alten Museum und auf dem Lustgarten Zehntausende Besucher in ihren Bann zog. Der Thälmann-Park war da noch Modell wie der Bersarin-Platz, weite Teile des Magdeburger Neubaugebietes Olvenstedt wie Stadtzentren anderer DDR-Städte. Seither fanden dort und anderswo landesweit Zehntausende Familien schöne, gesunde Heimstatt, bewundern Gäste aus nah und fern dergestalt sichtbaren stetigen Leistungszuwachs auch im Bauwesen unserer Republik. Der vom XI. Parteitag der SED bekräftigte Kurs von Wirtschafts- und Sozialpolitik. „Bauen zum Wohle des Volkes“ ist das Motto der jetzigen Schau. Nicht zu vergessen die auf der Ausstellung gewürdigten Leistungen im Industriebau, im Tiefbau, im ländlichen Bauwesen, in der Zulieferindustrie. Nichts von dem wäre denkbar ohne die glückliche Vernunftehe zwischen Wissenschaft und Technik auch in diesem Metier. Ein Stichwort: energieökonomisches Bauen. Dazu gehört der Anschluß bisher ofenbeheizter Wohngebiete an die Fernwärmeversorgung. In Berlin-Friedrichshain tüftelte man sich dafür aus, Steigrohrleitungen in den stillgelegten Schornsteinzügen zu verlegen. Oder die Schallschutzfenster mit verbesserter Wärmedämmung… Spitzenleistungen sind hier wie anderswo nur durch Anwendung von Schlüsseltechnologien erreichbar. Von Mikroelektronik über Robotertechnik bis zu CAD/CAM-Arbeitsstationen für Architekten und Projektanten gibt es dafür überzeugenden Anschauungsunterricht. Ein weiterer Schwerpunkt: der effektive Umgang mit Baustoffen und anderem Material. Eine Ausstellung wohlgemerkt, die sich an die breite Öffentlichkeit wendet, an jedermann. Keine Angst vor trokkener Wissenschaftlichkeit also. Die ernst zu nehmenden Mitteilungen werden so gemacht, daß sie leicht verständlich, zum Teil sogar ein wenig amüsant sind. Oder ist es etwa keine gelungene Ausstellungsidee, moderne Stallanlagen mit quicklebendig muhendem und grunzendem Inhalt auszustatten? Da haben auch kleine Gäste ihren Spaß. Wie sicherlich auch an den Baumaschinen, von denen die meisten tüchtig im Betrieb sein werden. Also keine Ausstellung nur für Experten. Zumal in einer Halle des Freigeländes ein Verkauf von Baumaterialien und entsprechenden Konsumgütern für Eigenheimbauer und Grundstücksbesitzer stattfindet. Und da an allen Ständen Fachleute zur freundlichen Auskunft bereitstehen, braucht man Antworten nicht nur von Schautafeln abzulesen, sondern kann sie in sachkundigem Gespräch finden. Warum sollte für den Bungalow-Bau nicht auch gelten, daß der Erfahrungsaustausch die billigste Investition ist… Eines der interessantesten Schaustücke kann man im Stand an sich vorüberziehen lassen – die gläserne Wohnung dreht sich in drei Minuten einmal um sich selbst. Eine runde Sache, mit der das Motto der Bauausstellung sichtbar gemacht wird. In der DDR wird in etwa der gleichen Zeit, nämlich alle zweieinhalb Minuten, eine Wohnung schlüsselfertig…

Klaus Hurrelmann (Text)
Günter Krawutschke,
Uwe Völkner (Fotos)

MOSKAUER Bilder-Bogen

Kusnezki-Most ist eine Gasse, zu klein für den großen Verkehr. Aber die Moskauer schwören, hier schlägt unser Herz. Sie lieben diese Straße mit ihren Buchläden und Geschäften, den Cafés und Galerien. Die Straße hat Geschichte geschrieben, viele Seiten der Moskauer Biographie. Was könnte sie nicht alles erzählen ... Aber sie schweigt. Oder hört man ihre Stimme nur nicht wegen des starken Verkehrs? Wie dem auch sei: Bald wird sich alles ändern, Kusnezki-Most erhält ein neues Gesicht. Wird Fußgängerzone, Bummel-Boulevard. – FREIE WELT berichtet aus der sowjetischen Hauptstadt, überbringt von dort Grüße an das 750 Jahre junge Berlin.

Ein Beitrag von Bernd Siegmund (Text) und Peter Meißner (Fotos)

Die Frühlingsboten: Straßenmaler in Moskau

Bald Fußgängerzone: Kusnezki-Most

ДА ЗДРАВСТВУЕТ 1 МАЯ - ДЕНЬ МЕЖДУНАРОДНОЙ СОЛИДАРНОСТИ ТРУДЯЩИХСЯ !

КОНСЕРВЫ

MOSKAUER Bilder-Bogen

Im Februar dieses Jahres fiel das Thermometer auf minus 38 Grad. Wasserrohre platzten, die städtischen Busse kamen unpünktlich oder gar nicht, Heizungen blieben kalt. Im Stadtsowjet tagte der Krisenstab, das Fernsehen beobachtete in Wort und Bild die Havariebrigaden, die alle Hände voll zu tun hatten. Alltag live. Und Moskau fror.

Für die Erwärmung der Gemüter sorgte am 14. Februar eine Meldung aus der „Iswestija". Da war zu lesen, daß in Kürze ein Handbuch über das Moskauer Klima auf den Markt kommen soll. Erarbeitet vom Zentrum für Hydrometeorologie und Umweltkontrolle. So etwas interessiert die Moskauer immer.

Leider sagt dieses schlaue Buch nichts darüber, wie das Wetter wird. Aber man kann nachlesen, wie es war. Und das ist doch immerhin etwas.

Über Jahre hinweg haben Wissenschaftler das Wetter der Hauptstadt beobachtet. Nun endlich ist klar: Das Klima der Riesenstadt ist sehr häufig eine Einheit aus Gegensätzen. Aus Regen in Ostankino und Sonne auf den Leninbergen, aus Wärme im Baumannbezirk und Kälte in Chimki, aus Windstille in Scheremetjewo und Sturmböen in Wnukowo... Oder umgekehrt.

Worauf soll man sich da noch verlassen?

Auf die Gesetzmäßigkeit natürlich, sagen die Wissenschaftler. Denn eine solche haben sie im Klimawechsel und in den Klimaunterschieden der Hauptstadt entdeckt. Eine wichtige Sache. Nicht nur für die Meteorologen. Auch für die Landwirtschaft, für das Bauwesen. Künftig nun kann man auch klimatische Faktoren bei der Städteplanung berücksichtigen. Beispielsweise wenn es darum geht, den optimalen Standort für ein neues Wohnviertel festzulegen. Und Moskau baut ja bekanntlich wie verrückt.

Lebenslänglich verliebt

Wir sind verabredet im „Wissenschaftlichen Forschungs- und Projektierungsinstitut des Generalplans" der Stadt Moskau. In der Hauptverwaltung für Städteplanung also. Hier laufen alle Daten zusammen, die eine Stadt so im Laufe des Jahres produziert. Die demographischen und architektonischen, die sozialen, ökonomischen, die ökologischen... In diesem Haus am Majakowski-Platz ist Moskau ein statistisches Zahlenwerk, keine lebendige Stadt.

Wenn man will, kann man hier mühelos erfahren, daß 88,2 Prozent aller Wohnungen mit Telefonen ausgestattet sind, die Stadt 1777 Sportsäle hat, 250 Krankenhäuser, 547 Trolleybus-Kilometer. Oder: Daß die Moskauer Metro mit 449 Rolltreppen ausgerüstet ist, die insgesamt 45,6 Kilometer lang sind und 114 011 Stufen haben. Oder: Daß Anfang des vergangenen Jahres 8,714 Millionen Moskauer in 2,901 Millionen Quartieren wohnten, die zu 99,6 Prozent mit Zentralheizung versehen, zu 88,8 Prozent mit Warmwasser versorgt sind. Und so weiter, und so fort. Aber geben Zahlen der Stadt ein Gesicht?

„Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen", sagt Andrej Iwanowitsch Tschuwelew, der stellvertretende Direktor des Instituts. „Ich habe einmal einen Mann beobachtet, der stand lange vor einem Mosaik. Ganz dicht war er herangetreten, um es besser sehen zu können. Er nahm die Brille ab, beugte sich vor, jede Einzelheit war für ihn interessant. Die Steine waren bunt und bizarr. Rechteckig, rund, ausgefranst an den Rändern, verwundet, scharfkantig, jedes Detail war sonderbar und schön. Doch so sehr der Mann sich auch bemühte, die Steine ergaben keinen Sinn. Erst als er einige Meter zurücktrat, lösten sie sich auf in eine vielfarbige Ordnung, verschwanden als Einzelheit und wurden ein Bild. – Moskau ist ein Mosaik aus Millionen Steinchen. Treten Sie also ein wenig zurück. Dann werden Sie die Stadt und ihre Probleme erkennen."

Andrej Tschuwelew ist Moskauer mit Leib und Seele. Natürlich geborener, wie er betont. Wollte man dem Dichter Robert Roshdestwenski glauben, so ist unser Stadtarchitekt ein Sonderexemplar. Gebürtige Moskauer, so schrieb Roshdestwenski in schöpferischer Übertreibung, sind so selten wie ein Batzen Gold.

Im Jahre 1932 wurde Andrej Tschuwelew geboren. Wie seine Neigung zur Architektur entstand, seine Liebe zur Städteplanung, diese Frage kann er nicht recht beantworten. „Sie war einfach da", sagt er. „Muß man alles erklären können?" In seiner Familie jedenfalls war niemand, der ihm den Beruf in die Wiege gelegt hätte. Auch ansonsten ist Andrej Tschuwelew ein schweigsamer Mann. Zumindest, wenn es um seine eigene Person geht. Das ist sein ganzer Lebenslauf: „Ich habe studiert, danach sofort in diesem Institut angefangen, und jetzt bin ich immer noch da."

Lange Zeit haben wir auf ein Gespräch mit Andrej Tschuwelew warten müssen. Immer wieder wurden wir vertröstet, bis zuletzt wakkelte der Termin. Der Grund ist einfach. „Wir wissen zur Zeit gar nicht mehr, wo uns der Kopf steht vor lauter Arbeit", sagte Andrej Tschuwelew.

Das „Projekt 2000" ist es, das alle in Atem hält. Hinter diesem Code verstecken sich Diagnose und Therapie, das Konzept der Stadt von morgen. Moskau soll in den nächsten Jahren nicht nur kosmetisch geliftet werden, sondern volkswirtschaftlich zukunftsträchtig intensiviert. Das ist das Ziel. Und da die Moskauer Lokalpatrioten sind, allesamt lebenslänglich in ihre Stadt verliebt, wurde und wird die zukünftige Entwicklung leidenschaftlich diskutiert. Also denn, was ist zu tun?

Abschied von der Geisterstadt

„Das wichtigste Problem", so sagt Andrej Tschuwelew, „ist der Wohnungsbau. Er soll bis zum Jahre 2000 als soziale Frage gelöst sein. Übersetzt in nackte Zahlen heißt das: 48 Millionen Quadratmeter Wohnraum müssen entstehen."

Noch immer haben 18 Prozent aller Moskauer keine eigene, abgeschlossene Wohnung. Sie leben kommunal. Was sich hinter diesem Wort verbirgt, sei an einem Beispiel genannt. Da ist die Familie Iwanow. Ihr gehört als Wohnung ein Zimmer innerhalb einer Vierzimmer-Wohnung. Die anderen Räume sind von den Petrows belegt, den Nekrassows und den Puschkins. Bad, Küche, Toilette werden gemeinschaftlich genutzt. Und wenn dann noch die Wände zwischen den Zimmern dünn sind, Kinder durch den Flur toben... Jeder kann sich ausmalen: Der Streit zwischen den Mietsparteien ist vorprogrammiert. Aber hat man nicht in Moskau über Jahrzehnte angestrengt gebaut? Stammen nicht 85 Prozent aller Wohnungen aus der Zeit nach 1945?

„Ja", sagt Andrej Tschuwelew, „unsere Bauarbeiter haben Großartiges geleistet. Überall in Moskau ist das sichtbar. Neubauviertel schossen und schießen wie Pilze aus dem Boden. Ob in Tschertanowo oder am Wernadski-Prospekt, ob in Kunzewo, Orechoro-Borissowo oder Krylatskoje... Über drei Millionen Quadratmeter Wohnfläche wurden im vergangenen Jahr übergeben, für dieses Jahr sind 3,5 Millionen geplant. Und trotzdem reicht die Decke nicht aus. Es ist das alte Hase-und-Igel-Spiel. Der Igel, die Wohnungssuchenden sind immer schon da."

Das Problem hat tiefe Wurzeln. In allen bisherigen Fünfjahrplänen hat sich die Wirtschaft Moskaus vor allem extensiv entwickelt. Das führte Boris Jelzin, der 1. Sekretär des Stadtparteikomitees vor Journalisten aus. Die Stadt hat Speckfalten angesetzt, ist zu groß und zu dick geworden.

Seit 1975 kamen jährlich etwa 70 000 Menschen nach Moskau. 900 000 insgesamt. Sie haben die Probleme zusätzlich verschärft.

„Dieser Zustand soll sich in den nächsten Jahren grundlegend ändern", sagt Städteplaner Tschuwelew. „Das ‚Projekt 2000' ist die Gesamtkonzeption der sozial-ökonomischen Entwicklung Moskaus. Hauptziel in der Ökonomie ist eine wesentliche Steigerung der Arbeitsproduktivität. Bis 1990 soll sie in den hauptstädtischen Betrieben um 60 Prozent, bis zum Jahr 2000 um 80 Prozent über dem gegenwärtigen Niveau liegen. Intensivierung ist Trumpf. Außerdem soll Moskau als Industriestadt entschlackt werden. Betriebe, die nicht in unser Profil passen, mehr ökologischen Schaden anrichten als wirtschaftlichen Nutzen bringen, müssen heraus, die bleibenden werden rekonstruiert und technisch umgerüstet. Ich sage nur Stichpunkte: Rationalisierung und Automatisierung. Und das alles muß geschehen ohne zusätzliche Arbeitskräfte. Teilweise sogar mit weniger. Da sind Ideen gefragt."

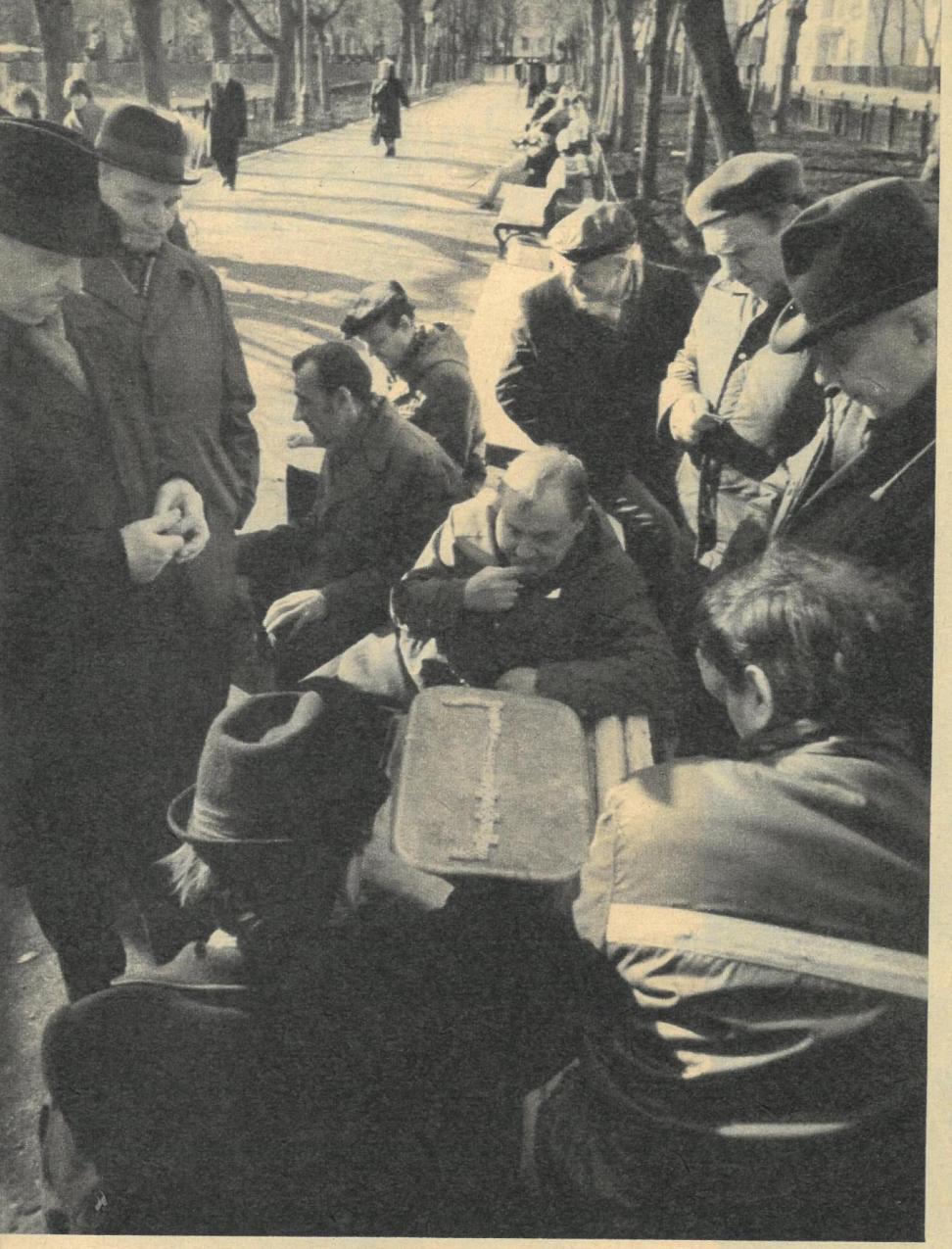
Die Wachstumshormone der Stadt sollen gebremst, der nächsthöhere wirtschaftliche Gang eingelegt werden, der intensive. Moskau hat sich zum Wohl seiner Bürger viel vorgenommen. Gebaut wird zunächst weiter am Stadtrand, wobei Andrej Tschuwelews Elan als Städteplaner nicht mehr durch die einstige Stadtgrenze, den Autobahnring, gebremst ist. Vor zwei Jahren wurden der Stadt 10 000 Hektar Land zugeschlagen. Das muß reichen für die künftigen Neubauviertel.

Und es geht ans Stadtzentrum. Oberbürgermeister Valeri Saikin sprach vielen Moskauern aus dem Herzen, als er sagte: „Meine Meinung ist: Es geht nicht an, daß das Zentrum ein Verwaltungsviertel wird, das zum Wohnen nichts mehr taugt. Siedeln wir dort nur Institutionen an, so wird die Innenstadt nach Arbeitsschluß zu einer Geisterstadt."

Viele der dort ansässigen Büros müssen jetzt raus, das Stadtzentrum soll rekonstruiert werden,

Am Vorabend des 1. Mai: Festvorbereitungen

ДА ЗДРАВСТВУЕТ
КОММУНИСТИЧЕСКАЯ
ПАРТИЯ
СОВЕТСКОГО СОЮЗА-
РУКОВОДЯЩАЯ
И НАПРАВЛЯЮЩАЯ
СИЛА СОВЕТСКОГО
ОБЩЕСТВА!



neuer Wohnraum muß entstehen. „Wir sehen mit großem Interesse nach Berlin“, sagt Andrej Tschuwelew. „Es ist bewundernswert, wie dort eine Synthese aus Alt und Neu wächst, die Stadt immer schöner wird. Wir haben viel zu tun am alten Gesicht Moskaus. Die persönliche Note der Stadt muß erhalten bleiben, das historisch Wertvolle, die Biographie. Neubauten müssen sich der alten Umgebung anpassen. Wir wollen den Menschen die Straße wiedergeben. Sie soll mehr sein als Verkehrsader, muß Berührungspunkte schaffen, für Kommunikation sorgen. Deshalb werden in den unteren Etagen der Häuser Cafés entstehen, Läden und Dienstleistungseinrichtungen. Und die Jugend soll in die Altstadt. Sie ist aufgefordert, an der Rekonstruktion der Gebäude teilzunehmen. Um dann später dort zu wohnen. Auch eine Synthese von jung und alt.“

Und worüber sprechen die Moskauer, die jungen und alten? Über das neue, das zukünftige Wahrzeichen der Stadt beispielsweise. Es hat viel Zündstoff gegeben um das Ehrenmal des Sieges. Zur Zeit ist der Bau gestoppt. 180 Entwürfe lagen auf dem Tisch, wurden von der Bevölkerung gewogen und für zu leicht befunden. Jetzt läuft ein neuer Wettbewerb. Klar sind sich die Moskauer in einem Punkt: Wir brauchen dieses Monument. Das sind wir unseren Vätern und Söhnen schuldig, die im Kampf gegen den Faschismus ihr Leben gelassen. Aber wie soll es aussehen, das ist die Frage.

„Die bisherigen Entwürfe waren einfach zu konventionell“, sagt Andrej Tschuwelew. „Es reicht heute nicht mehr, einen aufspringenden Soldaten zu zeigen, mit der Waffe in der Hand. Die Grundidee muß Friede sein. Sehen Sie, Moskau ist eine weltoffene Stadt. Zehntausende Ausländer leben hier, studieren, arbeiten, das ist ganz normal. Und Moskau ist eine Stadt der Kongresse. Ich möchte nur an das Friedensforum erinnern, das Anfang des Jahres viele berühmte Köpfe der Welt aus Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst und Politik an einen Tisch brachte. Sie redeten nur über ein Thema: Frieden. Der Sieg, aus dem der Friede wuchs. Den wir bewahren, um den wir kämpfen müssen, das soll aus Stein zu uns sprechen.“

Schoß „Zar Puschka“ wirklich?

Es ist in jedem Jahr dasselbe: Die Moskauer, noch winterlich gekleidet, strecken fröhlich ihre Nase in den Wind. Es ist Mitte April, und sie schnuppern, atmen tief durch, nicken, ja, ja, er liegt schon in der

MOSKAUER Bilder-Bogen

Luft. Vielleicht kommt er in einer Woche, vielleicht auch erst in zehn Tagen, wer weiß… Wenn er aber kommt, der Frühling, dann kommt er mit Macht. Da gibt es kein Zögern, kein Zaudern, buchstäblich von einem Tag zum anderen bringt er die Stadt zum Erblühen. Setzt ihr grüne Farbe ins Gesicht und Blumenflecken. Dann ist das alte Moskau maienfrisch und schön.

Der Moskauer liebt die Natur. Er ist stolz darauf, in einer so grünen Stadt zu leben. Man findet kaum eine Stelle in dem steinernen Meer, wo nicht Chlorophyll den Beton der Straßen und Häuser lindert, Blumen die Stadt auflockern, Parkanlagen das Zentrum mit frischer Luft versorgen. So richtig lieben gelernt haben die Moskauer ihr städtisches Grün in den Nachkriegsjahren. Sie sehen darin ein Symbol des Lebens.

Genossen wird die Natur vor allem am Wochenende. Sonntag, was für eine Ruhe erfaßt die Stadt… Alle Geschäfte haben zu, bis auf einige Brot- und Lebensmittelläden, die Mammutkolonnen der Lastwagen ruhen, die Straßen sind leer, nein, das stimmt nicht, bestenfalls leerer. Am Sonntag erholt sich der Moskauer an Leib und Seele.

Die Familien fahren ins Grüne, Heerscharen von Männern ziehen mit ihren Angeln zum Wasser, die Jugend besucht den Gorki-Park.

Sonntag ist der große Tag der Ausstellungen. Schlangen bilden sich vor der Tretjakow-Galerie, man schlendert durch die Volkswirtschaftsausstellung oder besucht ganz einfach den berühmten Kreml. Dort stößt man sicher auf die weltbewegende Frage: Hat „Zar Puschka“ geschossen oder nicht?

Dieses Problem ließ unlängst Spezialisten des Lehrstuhls für Metallkunde der Moskauer Militärakademie „F. E. Dzierzynski“ nicht ruhen. Sie nahmen die 400 Jahre alte Zarenkanone genauestens unter die Lupe, untersuchten die chemische Zusammensetzung, ermittelten

Schwarz auf weiß:
Rentner beim Dominospiel

Am alten Arbat:
Jazzkonzert im Hinterhof

Weltoffen:
Das moderne Gesicht
des Handelszentrums

die Stabilität, und wie viele Experten vor ihnen entdeckten sie... nichts! Also ein Schuß vor den Bug der Wissenschaft? Nein, nein, ganz so ergebnislos verlief die Sache nun doch nicht. Man kam immerhin zu dem Schluß: Wenn Not am Mann gewesen wäre, hätte „Zar Puschka" durchaus schießen können. Die Frage ist nur, ob das der Riesenkanone gut bekommen wäre. Und da sind sich die Experten einig: Auf keinen Fall! Zumindest nicht, wenn man sie vollständig geladen hätte. Nur sechs Pud (1 Pud = 16,38 Kilogramm) hätten eingesetzt werden dürfen, sonst wäre das Riesending donnernd zerplatzt.

Hat sie nun geschossen oder hat sie es nicht? Laut und deutlich steht diese Frage im Raum. Und leise schweigt „Zar Puschka". Ein ewiges Rätsel vor der Kirche der 13 Apostel. Ob sie die Antwort wissen?

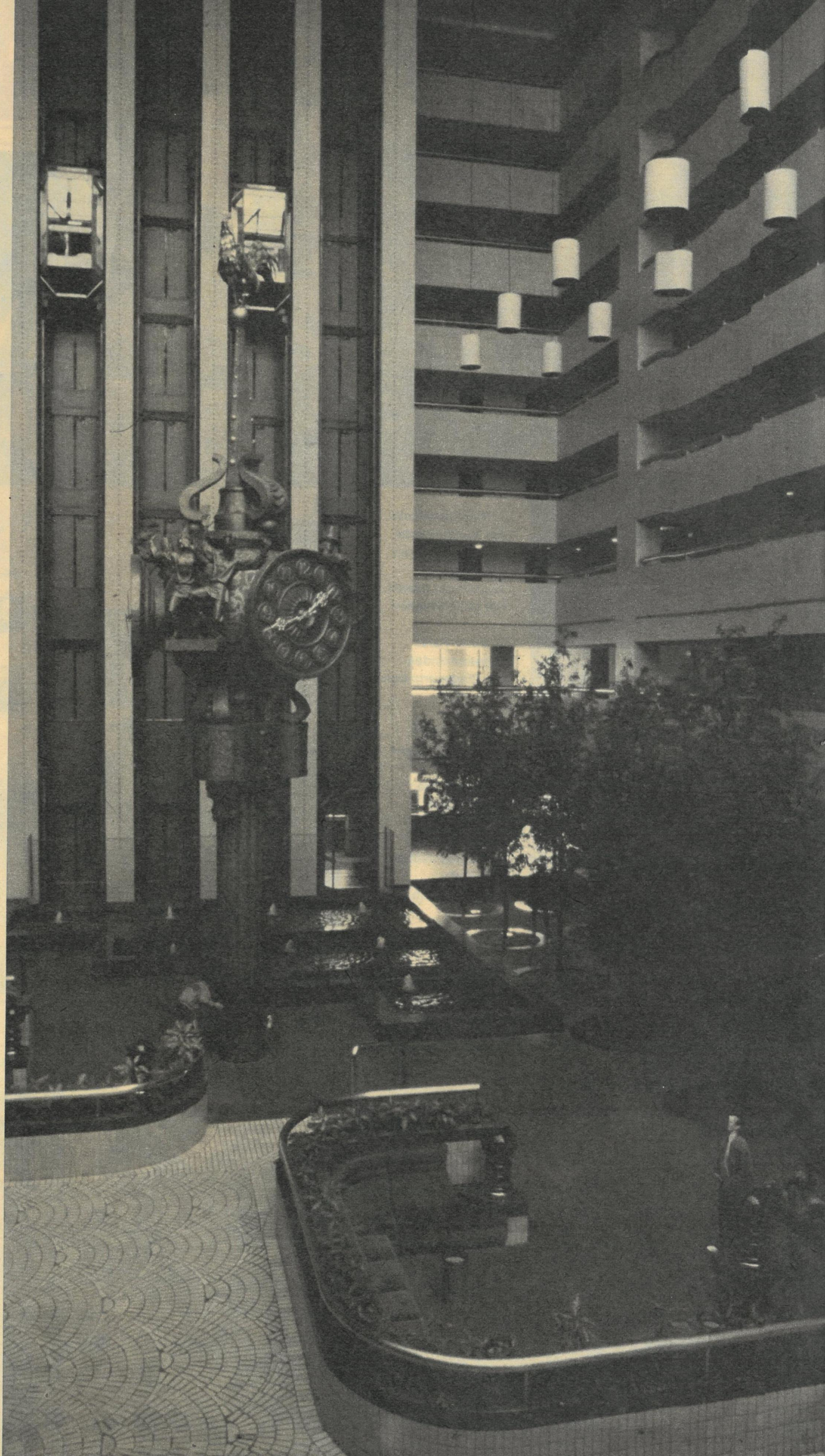
Moskauer Unterwelt

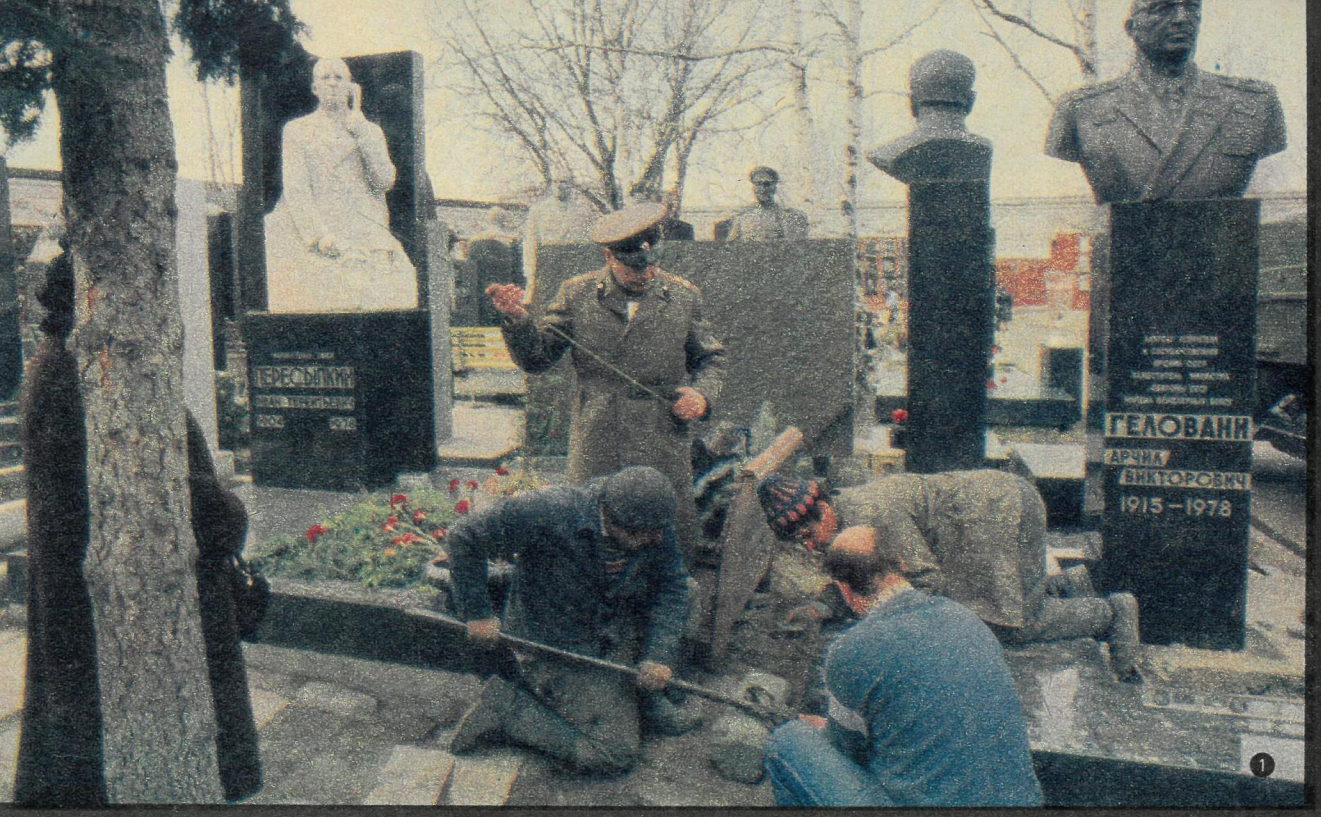
Täglich das gleiche Bild: Die Straßen Moskaus sind von Autokolonnen verstopft, Busse sehen aus, als hätten Menschentrauben sie gebeutelt, die Moskauer hetzen die Gorki-Straße entlang, die Stoleschnikow-Gasse herunter, den Kusnezki-Most wieder hoch. Die Geschäfte sind überfüllt, Schlangen bilden sich vor Straßenständen, an denen Piroggen verkauft werden, oder Fanta, oder Obst, oder Bücher. Und alles muß transportiert werden.

Das öffentliche Verkehrswesen Moskaus hält nur noch mit Mühe Schritt. Um die Hauptstadt von einem Ende zum anderen zu durchqueren, brauchte man vor wenigen Jahren gut eine Stunde. Heute kommt man mit zweien nicht mehr davon. Immer mehr Moskauer ziehen in die Randgebiete der Stadt. Noch ist die Konzentration an Menschen in solch traditionsreichen Bezirken wie dem Baumann-Rayon am höchsten. 23 000 pro Kilometer im Quadrat. Doch Sputniksiedlungen wie Butowo holen mit Riesenschritten auf. Und damit wachsen die Probleme des Verkehrs.

Die Moskauer stöhnen unter dieser Last. Anderthalb Stunden zur Arbeit, und abends die Tortur zurück... Wer einen Bus während der Spitzenzeit in Moskau gesehen, weiß, wovon die Rede ist. Jahr für Jahr wird der Wagenpark erneuert, kommen Busse hinzu, aber es reicht nicht hinten noch vorn.

Die große Lösung des Problems liegt in der Moskauer Unterwelt. Das erfreulichste zuerst: Sie entwickelt sich. Und das hören die Moskauer gern. Nein, nein, nicht was Sie denken... Diese Art von Unterwelt ist bei der Miliz in den besten Händen. Die Rede ist von





1

2

3

1. Nowodewitschi:
Der berühmteste
Friedhof Moskaus

2. Café am Arbat:
Für stille Stunden

3. Gorki-Park:
Schwindelndes
Sonntagsvergnügen

4. Auf dem
Gartenring:
Große Durchsicht

5. Leninberge:
Ein Texaner
in Moskau

6. Belorussischer
Bahnhof:
Zum Zug nach Berlin

4

5

6

MOSKAUER Bilder-Bogen

der Metro, der berühmten unterirdischen Ader des Verkehrs.
Geplant sind vier neue Metro-Expresslinien. Bis zum Jahre 2010 hat man mit diesem Projekt zu tun. Dann sollen die neuen Wohngebiete mit dem Zentrum verbunden sein. Auch das bestehende Metronetz streckt seine stählernen Finger weiter aus. 212,5 Kilometer stehen heute zu Buche, am Ende des Planjahrfünfts sollen sie um 45 gewachsen sein. Die Metro ist das beliebteste Nahverkehrsmittel der Moskauer. Sieben Millionen Menschen benutzen es täglich, an manchen Tagen sind es acht. Die grünblauen Züge sind ein Verkehrsereignis. Und stationsweise ist die Metro ein Kunstgenuß dazu. Doch nicht nur deshalb lieben die Moskauer dieses unterirdische Gefährt. Pünktlichkeit und Schnelligkeit sind es, was sie schätzen. Die Einwohner Tschertanowos, des größten Neubaugebietes der Stadt, wissen ein Lied davon zu singen. Früher zuckelten sie anderthalb Stunden ins Zentrum, heute braust die Metro sie in zwanzig Minuten dorthin. Es lebe die Unterwelt.

Himmlischer Wasserfall

Gegen vier Uhr nachmittags kam der Regen. Senkrecht, in starken Strähnen, fiel Wasser vom Himmel. Überfallartig, begleitet vom Paukenschlag des Donners. Um vier Uhr nachmittags war der Himmel über dem Puschkin-Platz so dunkel wie die Nacht. Fluchtartig suchten die Menschen, die von der Arbeit kommenden, die einkaufenden, die bummelnden, das Weite.
Einzig Puschkin stand gelassen auf seinem Sockel und kühlte die kupferne Gestalt. Er hält das Herz der ganzen Sowjetunion besetzt. Es gibt keinen Tag, ob Sommer, ob Winter, da ihm nicht Blumen zu Füßen gelegt werden und begeisterte Jünger rezitieren:
Wie oft in meinem tiefsten Grame,
in meines Wanderschicksals Nacht,
o Moskau, hab' ich dein gedacht!
Moskau... Wie packt doch dieser Name
das Russenherz mit Ungestüm!
Was spricht nicht alles, klingt aus ihm!

Moskauer Mädchen:
Auf dem Weg zum Rockkonzert der Gruppe „Zeitmaschine".

● Wörtlich

Ein nuklearer Krieg wäre nicht nur absoluter Unsinn, es wäre ein allgemeines Auschwitz … Das Schwierigste, was es überhaupt gibt, ist der Friede. Wir sollten uns darum in der Friedenskunst üben, der Kunst, vernünftig miteinander umzugehen.

Friedrich Dürrenmatt, Schweiz, Schriftsteller

● Kurz berichtet

„Lieber Doktor Charles Hyder, bitte, bleiben Sie am Leben!" So heißt es auf diesem Plakat von Wladimir Gorbanow aus Nachodka im Fernen Osten der UdSSR. Am 1. Mai beendete nun – nach über 200 Tagen – der amerikanische Wissenschaftler seinen Hungerstreik vor dem Weißen Haus, mit dem er den Präsidenten zum Abbau der Atomwaffen bis zum Jahre 2000 zwingen wollte (siehe FW 8/87). Hyder, der seine Ziele künftig mit anderen Mitteln verfolgen will, wird sich – zur Freude seiner Familie – zunächst bei Verwandten im Bundesstaat New Mexiko erholen.

Unter der Kuppel der Sophienkirche in Nowgorod leuchtet der 4 m große und 3 m breite Kandelaber wieder, der, in Nürnberg gefertigt, 1600 vom Zaren Boris Godunow der Stadt überreicht wurde und während des zweiten Weltkrieges schwer zerstört worden war. Dem Restaurator Tschernyschow gelang es, aus Fragmenten und alten Fotos Zeichnungen anzufertigen, die die Wiederherstellung möglich machten.

In der ČSSR gibt es heute mehr als 2800 Filmtheater mit 820 000 Plätzen. Im vergangenen Jahr besuchten 77 Millionen Zuschauer 766 500 Vorstellungen.

Wissenschaftler des Instituts für organische Chemie der Kirgisischen Akademie der Wissenschaften entwickelten rund 40 Präparate, die Streßzustände bei Haustieren und Geflügel wirksam bekämpfen. Der wirtschaftliche Nutzen ist erheblich, da bei Streß Ferkel und Kälber abnehmen, Hühner keine Eier mehr legen und Kühe weniger Milch geben.

Wer dieses Leben liebgewann...

Hier soll von einem Glanzlicht in der Geburtstagsstadt Berlin die Rede sein, das am zweiten Sonntag im Mai Ungezählte in unserem Lande erfreute. Die einen – Tausende an der Zahl – erlebten es live unter blauem Himmel, die anderen – gewiß weit mehr – rund drei Stunden später durch eine zeitversetzte Aufzeichnung im II. Programm des DDR-Fernsehens: „Jungs aus Moskau und Berlin", ein Programm zweier Armee-Ensembles, das zu einer beeindruckenden Estrade der Waffenbrüderschaft wurde. Gesungen, getanzt und musiziert auf einem der schönsten Plätze Europas, dem ehemaligen Gendarmenmarkt, dem heutigen Platz der Akademie. Vor dem wirkungsvollen Hintergrund des wiedererstandenen Schauspielhauses überreichten 250 Mitwirkende ihr klingendes Präsent an die Siebenhundertfünfzigjährige, zugleich gedacht als Beitrag zum 70. Jahrestag des Roten Oktober und dem 40. Gründungstag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Es wurde eine Premiere besonderer Art. Zwar waren die Akteure – das Erich-Weinert-Ensemble unserer Volksarmee und das Zentrale Gesangs- und Tanzensemble der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland – in den letzten drei Jahrzehnten schon oft gemeinsam aufgetreten, hatten das Beste aus ihrem jeweiligen Repertoire geboten. Doch immer spielte dabei jedes Ensemble s e i n Programm. Diesmal nun wurde unter der künstlerischen Leitung von Major Wilbert Schmidt 90 Minuten lang, vom ersten bis zum letzten Takt, z u s a m m e n gespielt, gesungen und getanzt. Wochenlanger Probenfleiß hat sich gelohnt. Das Ergebnis überzeugte. Was da über die Bühne kam, war zugleich künstlerischer Ausdruck der traditionsreichen Freundschaft unserer Völker, war nicht zuletzt schönes Sinnbild der tiefen Friedensliebe zweier sozialistischer Armeen. Wie war das eigentlich? Vor 42 Jahren hatten die Befreier den vom Faschismus Befreiten den schwer erkämpften Frieden gebracht. Und nur drei Jahre später, am 18. August 1948, eroberten Sendboten sowjetischer Kultur, eroberte das weltbekannte Alexandrow-Ensemble die Herzen der Berliner im Sturm. An gleichem Ort, wo nun Jungs aus Moskau und Berlin ihre Lieder sangen. Kein Wunder, daß sie an das Ereignis von damals auch musikalisch erinnerten. Da klang „Im schönsten Wiesengrunde" ebenso über den weiten Platz wie die unverwüstliche „Kalinka". Das abwechslungsreiche Programm erhielt eine besondere Farbe, als zwei Blondschöpfe die Bühne betraten: Annett Schmolke, ein Thälmann-Pionier, und Nico Kutscherjanu, ein Lenin-Pionier. „Wir brauchen Frieden für unser Leben", sangen sie glockenhell. Ein Lied, dessen Verse der Dichter Jewgeni Dolmatowski schrieb, der unlängst Gast von FREIE WELT war; eine zu Herzen gehende Weise, die D mitri Schostakowitsch schuf, der auch das Weltfriedenslied komponiert hat, dessen Worte ebenfalls von Dolmatowski stammen. Mit ihm setzten die „Weinerts" und ihre Freunde aus Wünsdorf den programmatischen Schlußpunkt einer mitreißenden Estrade: „Wer dieses Leben liebgewann, kämpft für den Frieden der Welt!" Beglückende, beruhigende Gewißheit, daß Jungs aus Moskau und Berlin dabei Verbündete, Kampfgefährten und Freunde sind.

Horst Goldschmidt

Maulwürfe in Prag

Auskünfte für FREIE WELT gab Ingenieur Rudolf Medo, Direktor der Prager Metro.

Das beliebte Nahverkehrsmittel der Moldau-Metropole entstand in enger Zusammenarbeit mit Spezialisten aus der Sowjetunion. Wann begann sie?

Der entsprechende Vertrag wurde 1970 unterzeichnet. Dann kamen die Moskauer mit ihren Erfahrungen, wie man eine mittelalterliche Stadt ohne Beschädigungen untertunneln kann. Sie brachten ihre leistungsfähigen unterirdischen Vortriebsschilder, „Maulwürfe" genannt, mit und ihre erprobten Metrowagen. Aufgabe unserer Projektanten und Architekten hingegen war es, die einzelnen Stationen – insbesondere die unter dem alten Prag – so anzulegen, daß eine größtmögliche Einheit zwischen den Anforderungen an die heutige Massenbeförderung und ästhetisch-künstlerischen Gesichtspunkten entstand. Heute hat unsere Metro bereits 32 Stationen, 475 Wagen und eine Gesamtlänge von 31 Kilometern.

Sie spielt also bereits eine Schlüsselrolle im städtischen Nahverkehr?

Durchaus. Schnelle Beförderung ohne gesundheitsschädigende Abgase, keine Parkprobleme im Stadtzentrum, Sicherheit und Sauberkeit – alle diese Bedingungen erfüllt sie. Anfang November 1985 wurde die 7 Kilometer lange Strecke B in Betrieb genommen. Das half, den Verkehr im Zentrum Prags weiter zu entlasten. Es entstanden architektonisch ansprechende Fußgängerzonen, die Luft wurde sauberer, und die Stadt gewann an touristischer Attraktivität. Die Strecke B verläuft übrigens am tiefsten unter der Oberfläche, der Durchschnitt liegt bei 38 Metern.

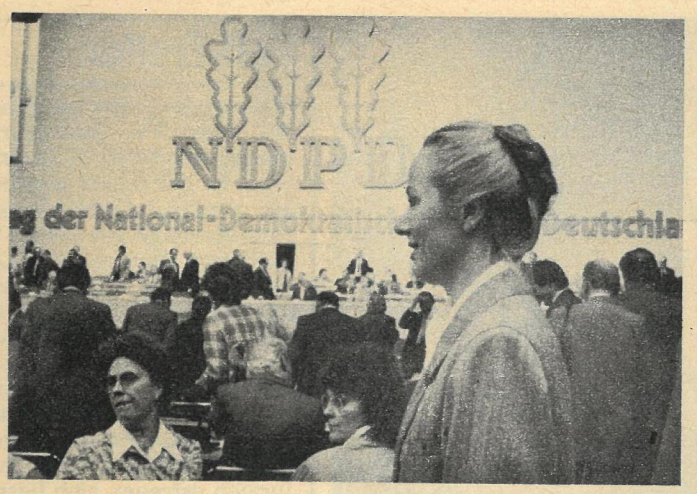
Eine der Metrostationen heißt „Moskevska", also Moskau.

Anlaß dieser Namensgebung waren die ausgezeichneten Ergebnisse unserer langjährigen, bewährten Zusammenarbeit. An der Gestaltung der Station wirkten Bauarbeiter, Experten und bildende Künstler aus Moskau mit. Sie übernahmen alle Kachelarbeiten, sorgten für die Beleuchtung, führten die Marmorarbeiten aus und schufen das wertvolle Mosaik mit dem Kreml, dem Kalininprospekt und dem Symbol des Sieges. In Moskau gibt es eine Station, die den Namen Prashskaja, also Prag, trägt und von unseren Fachleuten mitgestaltet wurde. Bei unserer Metro arbeiten übrigens zwei internationale Brigaden, also Sowjet- und ČSSR-Bürger. Die eine Brigade kümmert sich um die Wagen im Depot, die andere um die Rolltreppen, von denen es im gesamten Streckennetz immerhin 189 gibt.

Wie viele Fahrgäste befördert die Metro täglich?

So zwischen 1,1 und 1,2 Millionen. Im September erwarten wir übrigens den dreimilliardsten Fahrgast. Im Vorjahr fuhren 410,9 Millionen mit unserem modernen Verkehrsmittel. Jeder Wagen der Prager Metro hat vier Türen zum Ein- und Ausstieg – die meisten Metro-Bahnen in der Welt werden mit dreitürigen Wagen betrieben. Mit einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von 33,3 km/h hebt sich die Metro deutlich von der Reisegeschwindigkeit der Straßenbahn (15,5 Stundenkilometer) und der Busse (23,9 km/h) ab. Da sie eine maximale Reisegeschwindigkeit von 80 km/h hat, ist sie in der Regel auch schneller als die Pkw, die sich mühsam durch die engen Prager Gassen schlängeln. Bis 1990 werden unsere Metro-Linien eine Gesamtlänge von 40 Kilometern erreichen und 41 Stationen haben. Im gleichen Zeitraum sollen 21 neue Parkplätze entstehen, davon zehn in unmittelbarer Nähe von Metro-Stationen. Die Baukosten für einen Meter Metrostrecke betragen übrigens rund eine Million Kronen, ein Kilometer kostet als immerhin eine Milliarde Kronen. Und wir bauen in jedem Jahr zwei Kilometer Trasse.

Interview: Antonín Kužma



Der doppelte Auftritt

Lampenfieber hatte sie wie lange nicht, die Schauspielerin Regina Jeske (Foto unten: in „Die Besessenen" von Euripides, Staatsschauspiel Dresden). Vergleichbar nur mit ihrem ersten Auftritt in Leipzig vor rund 20 Jahren. Als Gretchen im „Faust". Die Absolventin erhielt gleich große Aufgaben. Und dennoch ging sie aus der Messestadt in die Elbmetropole. Avantgardistische Versuche dort zogen sie an. Ich sah, hörte, erlebte sie an diesem Maitag zum ersten Mal: Frisch, agil, offen. Festliche Estrade aus Anlaß des 13. Parteitages der NDPD. Eine Hit-Parade der Nationaldemokraten: Kammersänger Klaus König, bekannter Wagner-Tenor, Maria Mallé, die Claire-Waldoff-Interpretin, Prof. Egon Morbitzer, durch Kontinente reisender Violinvirtuose, „Spitzenreiter" Hans-Joachim Wolfram, Regina Thoß... Regina Jeske, seit fünf Jahren NDPD-Mitglied, setzte den ernsten, nachdenklich stimmenden Akzent im Programm. Mit einem Gedicht ihres namhaften Parteifreundes Günther Deicke. Sie sprach mit Verve, fesselte die Zuhörer im Saal: „... wenn wir die Stadt zu unseren Füßen sehen, wie einen Traum, den wir selbst erdacht, dann frag ich manchmal: Wirst du uns vergehen vom Feuersturm in irgendeiner Sommernacht?" Gespräch in der Garderobe. Wie solches Inferno verhüten? Regina Jeske nennt ihre Formel: „Die Vorschläge Gorbatschows. Sie sind meine Hoffnung. Und jeder von uns kann das Seine dazutun." Über ihr WIE und WAS wolle sie am nächsten Tag sprechen – vor über tausend Delegierten, die allesamt etwas tun für unsere Gesellschaft und die von Regina Jeske etwas Kluges hören wollten. Wenn das kein Lampenfieber macht! Sie sprach zur Sache, zu ihrer Sache. Wie sie als Schauspielerin und Volkskammerabgeordnete mit ihrem Kollektiv ein Stück Verständigung, ein Stück Koalition der Vernunft baute, 1986 u. a. auf BRD-Tournee mit Heinar Kipphardts „Bruder Eichmann".

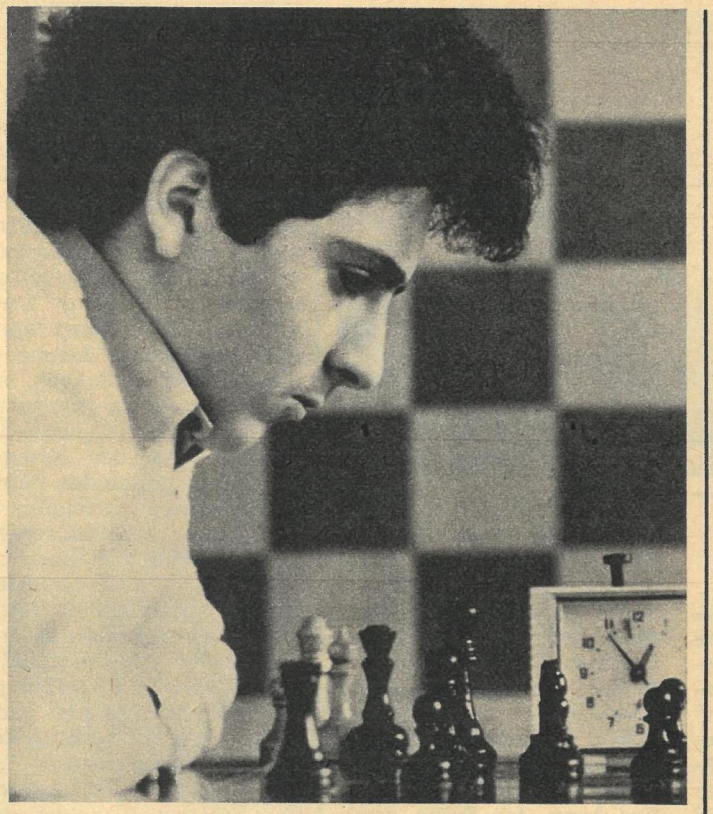
Vergangenheitsbewältigung und Denken an den neuen Tag zugleich. Und fügte hinzu, daß sie, die Dresdner Künstler, sich über das ständige Fragen amüsierten: „Was, das dürft ihr?", nämlich kritisch sein. Heiterkeit in der vollen Messehalle in Leipzig, Tagungsort des 13. NDPD-Parteitags. Regina Jeske kam an. Auch mit eigenem Text.

Volker Hempel

Der große Verrat

Spätestens Ende Mai wird jedem bewußt, warum der Ministerpräsident Lwow sechs „sozialistische" Minister in die bürgerliche Provisorische Regierung aufgenommen hat. „Das Land muß ein Machtwort sprechen und seine Armee in den Kampf schicken", erklärt er in einem Interview. Die geplante Offensive im vierten Jahr des Krieges kann nicht gegen den Petrograder Sowjet erfolgen, in dem die „sozialistischen" Menschewiki und Sozialrevolutionäre die Mehrheit stellen. Lwow macht durch die Regierungsumbildung den Sowjet zum „Verbündeten". Kerenski wird Kriegs- und Marineminister und übernimmt die Leitung der Propagandakampagne für die sofortige Fortsetzung des Krieges. „Das ist der Kern des ‚Programms' der neuen Regierung. Offensive, Offensive, Offensive", kommentiert Lenin das Wirken der neuen Minister. Den Verrat, die Unterstützung des Kriegskurses, verzeihen die kriegsmüden Massen nicht. So erklärt der Arbeiter G. G. Gorbatschow dem Kiewer Komitee der Bolschewiki: „Da ich mit der Stellung der sozial-demokratischen Menschewiki zum Kriege und zur Provisorischen Regierung ganz und gar nicht einverstanden bin und das von den Menschewiki mit der Bourgeoisie geschlossene Bündnis ablehne, das die Hetze gegen die revolutionären Sozialdemokraten und ihren geistigen Führer, den Genossen Lenin, krönt, halte ich es für unmöglich, in der Partei der Menschewiki zu bleiben. Ich trete aus dieser Partei aus und bitte, mich in die Kiewer Organisation der sozial-demokratischen Bolschewiki aufzunehmen." In Zarizyn schreibt der Arbeiter G. Andrejew an die örtliche Organisation der Bolschewiki: „Ich war seit dem Jahre 1905 Sozialrevolutionär. Als sie (die sozialrevolutionären Führer – d. Red.) aber davon zu reden begannen, daß man dem Herren das Land nicht wegnehmen dürfe, da kam in mir der Gedanke auf, mich von ihnen zu trennnen." Der geistige Umschwung nimmt Massencharakter an und unterstreicht Lenins Forderung an die Genossen: Wenn wir beweisen, daß nur wir den Frieden erringen, den Boden den Bauern und die Fabriken den Arbeitern überstellen, haben wir eine große Schlacht gewonnen.

Hans Bergmann



Der jüngste Schachkönig

Die Internationale Schachföderation (FIDE) vergibt eine Vielzahl von Weltmeistertiteln: im Einzel- und Mannschaftskampf, für Männer und für Frauen. Für jugendliche Schachspieler richtet sie neben der Junioren-Weltmeisterschaft (bis 18 Jahre) auch die Kadetten-WM aus, in der der weltbeste Junge und das weltbeste Mädchen unter 16 Jahren ermittelt werden. Die Krone des Königs der Jüngsten eroberte sich Ende 1986 in der kleinen argentinischen Stadt Rio Gallegos ein Schüler der 9. Klasse aus Jerewan: Wladimir Akopjan. Er ist der erste in der Geschichte der Kadetten-WM, der den Titel noch vor Vollendung seines 15. Lebensjahres gewann. Schachspielen erlernte Wolodja mit 5 von seinem Vater. Mit 6 spielte er im Pionierpalast von Baku (Kasparows Heimatstadt) unter Anleitung des Meisters Abramjan. In Jerewan trainierten ihn dann die Meister Asslanow und Morguljow. Mit 8 Jahren hatte Wolodja bereits die Leistungsklasse 1, mit 11 war er Meisteranwärter und mit 14 Meister des Sports. Diese rasche Entwicklung zeugt von Fleiß und Talent und war Grund genug, daß Wolodja Akopjan 1986 in die berühmte Schachschule Michail Botwinniks und Garri Kasparows aufgenommen wurde. Vor der Abreise Wolodjas nach Argentinien unterhielt sich Ex-Weltmeister Botwinnik lange mit dem Jungen aus Jerewan, der bei der Kadetten-WM die Farben der UdSSR vertreten sollte. Daß die Ratschläge des großen Schachpädagogen fruchteten, bestätigte Wolodja durch sein gleichmäßig starkes Spiel in Rio Gallegos. Er überstand das Turnier, an dem 32 Spieler aus 28 Ländern teilnahmen, ohne Niederlage, gewann 6 Partien und spielte 5 mal remis. Mit 8,5 Punkten aus 11 Partien siegte er vor dem Amerikaner Gurewitsch (8). Wie Kasparow widmete auch Wolodja dem Ausgleichsport große Aufmerksamkeit; er schwimmt gut und viel, joggt und spielt gern Fußball. Nach seiner Rückkehr aus Argentinien gratulierten ihm die Leiter der Schachschule und seine Mitschüler herzlich zu seinem großen Erfolg. Aber Michail Botwinnik und Garri Kasparow gingen auch sogleich daran, Wolodjas Partien aus Rio Gallegos kritisch unter die Lupe zu nehmen und zu kommentieren. Beide rieten ihrem Schüler, er möge seine weitere Aufmerksamkeit vor allem auf das Gebiet der Eröffnungstheorie konzentrieren, um auch dort jene Selbständigkeit zu erreichen, die ihn im Mittelspiel bereits auszeichnet. Botwinniks Anmerkung zu Wolodjas Sieg von Rio Gallegos: „Es gibt Beispiele dafür, daß Schachspieler, die in Jugendturnieren erfolgreich waren, sich dann bei den Erwachsenen nicht durchsetzen konnten. Das schachliche Schicksal Wolodja Akopjans liegt in seinen eigenen Händen. Hartnäckige, durchdachte Arbeit kann ihn zu einem großen Schachmeister machen."

Heinz Stern

Voll-Treffer

Kubanische Provinz Pinar del Rio: Im José-Martí-Viehzuchtbetrieb in Guane, etwa 70 Kilometer westlich der Provinzhauptstadt, kamen Vierlinge zur Welt. Die Kälbchen hatten ein Geburtsgewicht von jeweils rund 50 Pfund. Zwei von ihnen sind männlichen, zwei weiblichen Geschlechts. Die Mutter, die auf den klangvollen Namen Yaguaza hört, ist eine Kreuzung von Holsteinrind und Zebu. Ihre Jungen erfreuen sich bester Gesundheit. Vierlingsgeburten bei Rindern sind äußerst selten.

Luft-Zug

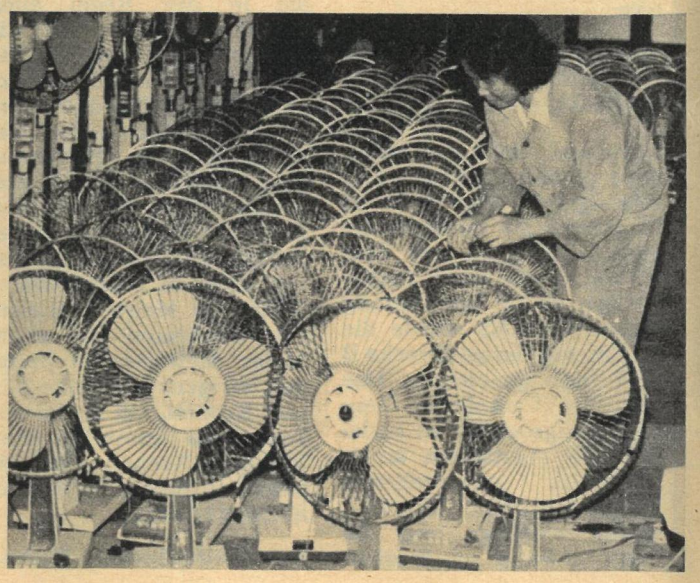
Hanoier Präzisionsgerätewerk: Dieser Betrieb in Vietnams Hauptstadt will in diesem Jahr die Produktion seines Tischventilators „Hoa Sen" (400 mm Spannweite, 75 Watt Leistung) um 25 Prozent gegenüber 1986 steigern. Außerdem sollen 2500 Stück eines neuen, kleineren Ventilatortyps (250 mm Spannweite, 35 Watt Leistung) hergestellt werden.

Männer-Sport

Nadeshda Scharabarina: Die Siegerin der UdSSR-Völkerspartakiade der UdSSR und dreifache Landesmeisterin im Moto-Cross besitzt Geschicklichkeit und Mut. Schon als ganz junges Mädchen wurde sie Mitglied im Motorrad- und Automobilsportklub der kasachischen Hauptstadt Alma-Ata. Ihr Trainer war Viktor Scharabarin, inzwischen ihr Ehemann. Mit seiner Hilfe überwand sie viele Hürden, die sich vor ihr in diesem „Männersport" auftürmten.

Meister-Stück

Gastspiel des Leningrader Theaters für zeitgenössisches Ballett in Moskau: Im Konzertsaal am Majakowskiplatz wird „Meister und Margarita" getanzt, ein nach dem Roman von Michail Bulgakow entstandenes Handlungsballett, dessen Musik der bekannte Komponist Andrej Petrow schrieb. Libretto und Choreographie schuf Boris Eifmann. Eine Schauspielfassung des Romans ist zur Zeit an der Berliner Volksbühne zu sehen.



Das Schicksal des Bruders

Das ist wohl ein Naturgesetz: In jeder Familie schauen die jüngeren Geschwister zum älteren Bruder auf. In der Lehrerfamilie Uljanow war es nicht anders. Der Zweitgeborene mit Namen Alexander, am 12. April 1866 in Nishni Nowgorod zur Welt gekommen, war nicht nur für den vier Jahre jüngeren Wladimir eine unanfechtbare Autorität. Auf die gelegentlich gestellte Frage, wie er sich zu entscheiden gedenke, antwortete Wladimir: „Wie Sascha." Im März 1887 erreichte die Familie in Simbirsk schreckliche wie unerwartete Nachricht aus Petersburg. Dort studierte mit großem Erfolg Alexander Uljanow Zoologie und Chemie, man hatte ihm bereits eine Professur in Aussicht gestellt, und nun war er plötzlich verhaftet worden. Wegen Teilnahme an der Vorbereitung eines Anschlages auf Zar Alexander III. Nicht einer daheim wußte von Saschas engagierter Mitarbeit in revolutionären Zirkeln. Die Mutter reiste zur Gerichtsverhandlung, vernahm die ebenso kluge wie furchtlose Anklage ihres 21jährigen Sohnes gegen die zaristische Diktatur und seine Vision einer besseren, einer sozialistischen Gesellschaft, über die er bei Marx gelesen hatte. Am 22. März stand die Regierungsmitteilung in allen wichtigen Blättern des russischen Reiches: „Todesstrafe durch Erhängen für die Verurteilten Generalow, Andrejuschkin, Ossipanow, Schewyrjew und Uljanow." Am 20. Mai 1887 wurde sie vollstreckt. Das Schicksal des Bruders habe, so schrieb die Krupskaja rückblickend, Wladimir Uljanows Denkvermögen geschärft, in ihm „eine ungewöhnliche Nüchternheit" entwickelt und „die Fähigkeit, der Wahrheit ins Auge zu schauen, sich keinen Augenblick lang durch Phrasen und Illusionen hinreißen zu lassen und mit größter Ehrlichkeit an alle Fragen heranzugehen". Das erklärt beispielsweise, weshalb er später definitiv bestimmte: „Nein, wir werden einen solchen Weg nicht gehen". Diese Absage an den terroristischen Kampf schloß jedoch Achtung und Verehrung, die der jüngere für den großen Bruder zeitlebens besaß, nicht aus. Denn in diesem Punkte entschied der Mann, den die Welt als Lenin kennt, eben nicht „wie Sascha".

Frank Schumann

Ein Haus voller Flügel

Budapest, die Zweimillionen-Metropole zu beiden Ufern der Donau, hält manche Sehenswürdigkeit für ihre Gäste bereit. Doch neben den vielen weltbekannten Bauwerken und Museen findet der interessierte Besucher auch immer wieder kleine, ihm bisher unbekannte Kostbarkeiten. Zu ihnen gehört zweifellos das im vergangenen Jahr eröffnete Franz-Liszt-Gedenkmuseum, das in einem Eckhaus an der Pester Népköztársaság/Vörösmarty utca untergebracht ist. Dieses 1879 errichtete Frührenaissance-Palais beherbergte einst die von Liszt ins Leben gerufene Budapester Musikakademie. Gleichzeitig diente es deren Gründer und Vorsitzendem von Januar 1881 bis zu seinem Tode 1886 als Wohnung. Seine ehemaligen Räume wurden nun originalgetreu rekonstruiert und zum großen Teil auch mit des Meisters eigenen Möbeln, persönlichen Gebrauchsgegenständen und Musikinstrumenten eingerichtet. Im ehemaligen Salon, der als „Liszt-Kammersaal" mit 140 Plätzen Ort regelmäßiger Musikveranstaltungen ist (Foto oben), steht sein großer Chickering-Konzertflügel, der 1881 extra für Liszt angefertigt worden war und an dem er selbst manchmal kleine Konzerte gab. Die Wände des Salons ziert wie eh und je pfauenblaue Tapete, auf den Sitzmöbeln wurden die Stickereien nach alten ungarischen Mustern von geschickten Händen rekonstruiert. Das Museum besitzt außerdem noch zahlreiche andere wertvolle Instrumente: so seinen Boesendorfer Flügel für alle Tage, das gläserne Bachmann-Klavier – eher Zierstück als Instrument –, ein französisches Harmonium und jenen Komponiertisch, dessen mittleres Fach eine Tastatur birgt (Foto unten). Leicht war es nicht, alle Einrichtungsgegenstände im Original wieder aufzutreiben, denn die als Universalerbin eingesetzte Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein hatte die Möbel als Erinnerungsstücke an zahlreiche ungarische Freunde des Meisters verteilt, so daß vieles lange gesucht werden mußte. Heute erfüllt das alte Haus in der „Straße der Volksrepublik" jedoch nicht nur museale Zwecke – es beherbergt außerdem die Liszt- und die Kodály-Gesellschaft sowie eine musikhistorische Bibliothek, die besonders den Aufgaben der Liszt-Forschung dient. Die Gedenkstätte hält täglich – außer sonntags – ihre Pforten für in- und ausländische Gäste offen, die sich diese kleine Kostbarkeit bei einem Besuch der ungarischen Hauptstadt nicht entgehen lassen sollten.

Gaby Wehrmann

● Gut gesagt

Durch das Schachspiel kann man sich über seinen Platz in der Welt und auch über seine Potenzen klarer werden. Man kann sich im großen und ganzen den Verlauf seines weiteren Lebens vorstellen.

Garri Kasparow, mehrfacher Schachweltmeister, UdSSR

● Am Rande

Dem Schweizer Katzen-Museum scheint in Vera Kavaljauskiene aus Siaulial in der Litauischen SSR ernsthafte Konkurrenz zu erwachsen. Sie sammelte bisher zehntausend Katzen aus Metall, Holz, Porzellan, Keramik, Glas und Stein; Fotos, Ansichtskarten, Zeitungsausschnitte, Bilder, Exlibris und Hunderte Gedichte über Katzen. – Miau, miau, mioh...

● Persönliches

Radoslaw Metodiew Nikolow aus Plowdiw in Südbulgarien jonglierte 2 Stunden, 57 Minuten und 3 Sekunden mit einem Fußball. Dabei berührte er das Leder 18 110 mal und legte im Stadion seiner Heimatstadt 17 950 Meter zurück. Er steht im Guinnes-Buch der Rekorde.

Im Alter von zehn Jahren fand József Szinesák einen seltsam behauenen Stein – das Werkzeug eines Urmenschen, der vor mehreren tausend Jahren im Gebiet des heutigen Ostungarn lebte. Seitdem wuchs seine Sammlung auf rund 700 seltene urzeitliche Exponate an.

Der rumänische Professor Tancred Bánáteanu ist Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaften für Ethnographie und Folklore in Frankreich, Belgien, der BRD, Italien, Jugoslawien und Ungarn. Kürzlich wurde er auch noch Mitglied der polnischen Akademie.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: TASS/A. Urichanjan, M. Tchumin, S. Andrejeschtscheb, ZB/R. Calvo, Tran Son, B. Ilooszky (2), V. Jirsa, H. L. Böhme, V. Hempel, U. Burchert; Vignette: D. Schüler

An der Wiege des Korns

Jedes Korn ein Tröpfchen Schweiß, so sagt man in Ostasien. Wären die Petkusser Roggenzüchter dichterisch veranlagt, müßten sie stärkere Vergleiche heranziehen, um den Aufwand zu kennzeichnen, der von einem vielköpfigen Kollektiv für das Saatkorn betrieben wird – mit über Jahre nicht nachlassender Anstrengung von Hand, Rücken und Fuß, Auge und… nicht zuletzt: Denkvermögen.

Als Stiefbruder des edleren Weizens kam der Roggen in die Welt. Wie ein Unkraut folgte er ihm auf die frühesten Anbaufelder. Und es scheint, als habe wilder Roggen sich mehr oder weniger selbständig zur Kulturpflanze herausgebildet, noch ehe Bauern der Bronzezeit seine Tugenden entdeckten, das Sichbehaupten auf kargem Boden, die Widerstandskraft gegen Dürre und Frost.

Was den Namen Petkus betrifft (Bezirk Potsdam, Kreis Luckenwalde), der hat eine große Roggentradition. Der Landwirt Ferdinand von Lochow, der zunächst nur seiner ererbten „Klitsche“ aufhelfen wollte, begann vor reichlich hundert Jahren mit planmäßigen, nach und nach auch wissenschaftlich begründeten Züchtungsarbeiten. 1891 erschien die erste Sorte auf dem Markt. Roggensaat aus Petkus verbreitete den Namen des Dörfchens von der märkischen Streusandbüchse nach allen Himmelsrichtungen Europas.

Entsprechend den Anforderungen der Zeit entwickelte sich nach 1945 aus der Zuchtstation ein leistungsfähiges Institut für Getreidezüchtung. Petkus blieb die Wiege aller Roggensorten unserer Republik und hat sich den guten Klang seines Namens in aller Welt bewahrt. Wesentlichen Anteil daran hat der Stamm langjähriger Mitarbeiter, denen ihre Saatzucht am Herzen liegt, nicht zuletzt der „Chef“, Genosse Toepel, der seit fast dreißig Jahren das Institut leitet. Ein engagiertes Team von Züchtern und technischen Assistenten der Abteilung für Roggenzüchtung hat es unter Leitung von Dr. Köchling in zehnjähriger Arbeit geschafft, sieben neue Winterroggensorten, die von den Bauern der Republik sehr geschätzt werden, auf den Markt zu bringen. Unterstützung fanden die Petkusser dabei durch die Züchtergemeinschaft Winterroggen mit der Zuchtstation Bornhof und dem Institut Gülzow-Güstrow.

Roggenzüchtung ist ein Objekt internationaler Zusammenarbeit. Züchter aus der Sowjetunion, der Volksrepublik Polen, der ČSSR und der DDR forschen gemeinsam. Man tauscht nicht nur Erfahrungen aus, sondern auch Zuchtmaterial und Versuchsergebnisse. Der Fortschritt des einen Partners bringt zugleich den anderen voran. – Und die Perspektive?

Sie steht schon vor der Tür, sagt Dr. Köchling. Hybrid- und Synthetiksorten lösen in zunehmendem Maße die herkömmlichen Populationssorten ab. Mit Ertragsleistungen, die 15 bis 20 Prozent über dem derzeitigen Niveau liegen, versprechen sie einen erheblichen Zuwachs für die Getreideproduktion. Lang ist der Weg von den ersten „Kreuzungen“ und „Selektionen“ bis zur Zulassung einer Sorte.

Mit Strenge werden aus einer großen Anzahl von „Bewerbern“ die aussichtsreichsten Kandidaten ausgewählt und ihre verschiedenen Eigenschaften geprüft, von der Resistenz gegen Krankheiten bis zur Backqualität des im Korn enthaltenen Mehls. Nur die allerbesten Familien gelangen mit ihrer Nachkommenschaft in die nächste Zuchtstufe oder werden „verklont“.

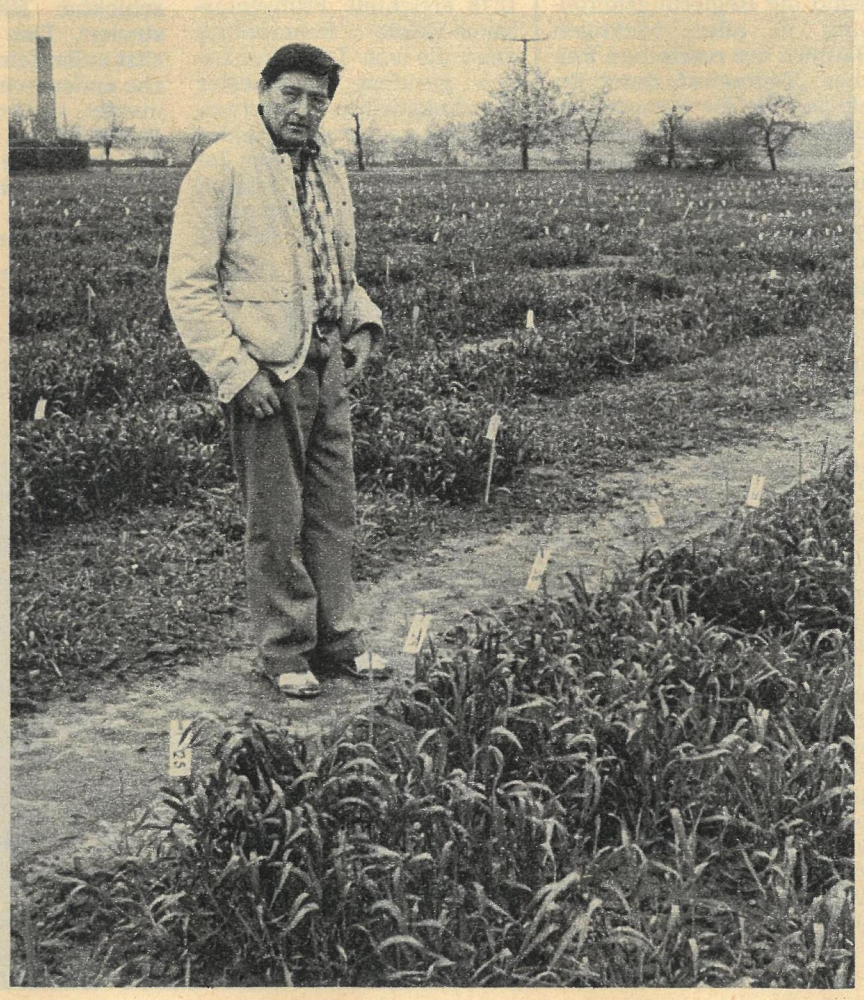
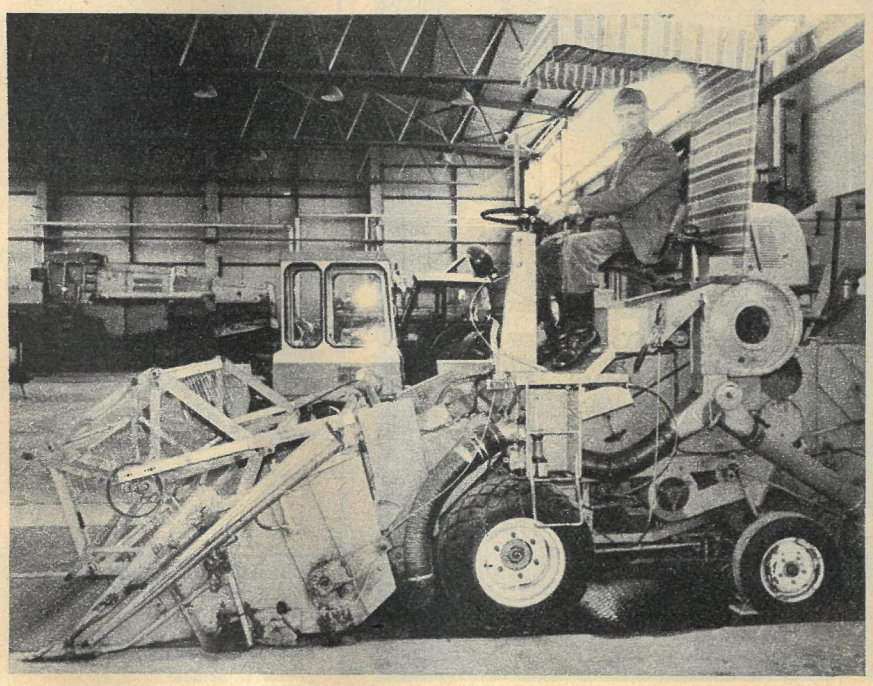


Bild rechts oben: Biotechnologie in Petkus – Klonung verschiedener Jungpflanzen „in vitro“. Rechts: Dr. Joachim Köchling – Wanderer im Zuchtgarten. Unten: Mini-Mähdrescher auf Warteposition – eine Parzelle von fünf bis zehn Quadratmeter läßt sich damit ohne Verluste an wertvollen Körnern abernten.



Unter sterilen Bedingungen – wie im Operationssaal einer Klinik – teilen geschickte Frauenhände mit Hilfe von Skalpellen die Triebe von Jungpflanzen. Diese werden in Glaskolben (in vitro) weiterkultiviert, bis sie erneut teilungsfähig sind. Aus einem einzigen Korn lassen sich so Tausende von Geschwisterpflanzen gewinnen, die wie eineiige Zwillinge absolut identisch sind. Umfangreiche Tests folgen, bis aus einem winzigen Klonteil im Kolben eine der Komponenten einer sogenannten synthetischen Sorte geworden ist. Jahre sind nötig, um jene vier bis sechs Komponenten zu ermitteln, die sich in ihren Eigenschaften so ideal ergänzen, daß sie nach getrennter Vermehrung zur Sorte „aufgemischt" werden können.

Der Lohn allen Aufwandes stellt sich in den sachlichen Worten von Dr. Köchling so dar: 36,5 Dezitonnen pro Hektar beträgt zur Zeit der Durchschnittsertrag bei Winterroggen in der DDR. Hybrid- und Synthetiksorten werden dazu beitragen, daß sich das genetisch bedingte Ertragspotential wesentlich erhöht. Wenn dieses Potential im Anbau nur zu 65 bis 70 Prozent ausgeschöpft würde, könnten Praxiserträge von 50 Dezitonnen und mehr erreicht werden; solche Leistungen auf typischen Roggenstandorten wären keine Utopie mehr. Eine solche Verbesserung der Getreidebilanz unserer Landwirtschaft würde es ermöglichen, die Winterroggenanbauflächen zugunsten hochwertiger Futterkulturen einzuschränken und damit zu weiterer Stabilisierung der Futterproduktion beizutragen.

Der Roggen liebt keine Faulpelze... Der Fleiß einer ganzen Schar von Zieheltern begleitet das Roggensaatgut auf seinem langen Weg bis zur zugelassenen Sorte. Jahr um Jahr sind auf mehr als zehn Hektar die Parzellen des Zuchtgartens von Hand zu legen, jedes Korn in genau bemessenem Abstand. Unter dem schwül-warmen Klima des Gewächshauses führen versierte Facharbeiter Kreuzungen durch. Über die sogenannte Schnittkastration werden dabei die Staubfäden unerwünschter „Väter" funktionslos gemacht und nur die erwünschten Pärchen „unter die Haube gebracht". Eine Tätigkeit, die Präzision erfordert wie die eines Feinmechanikers und physisch sehr anstrengend ist. Noch mehr Kraft kostet die später folgende Ernte... Nicht weniger Zuverlässigkeit wird von den Mitarbeitern des chemischen Labors verlangt, die tagaus, tagein ihre Geräte mit Körnerproben „füttern" (etwa für den Nachweis der Mahl-, der Back- und Futterqualität) und genau die Ergebnisse registrieren. Hunderte, Tausende, Zehntausende von Werten, mit und ohne Computerassistenz.

Das beachtliche wissenschaftliche Potential, über das wir auch in den Agrarwissenschaften verfügen, ermöglicht Spitzenleistungen, die das internationale Niveau mitbestimmen und sich durch hohe volkswirtschaftliche Ergiebigkeit auszeichnen. Die Kapazitäten auf dem Gebiet der Schlüsseltechnologien werden ausgebaut, die nationale und internationale Wissenschaftskooperation, besonders mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Bruderländern, wird vertieft.

Werner Felfe, Mitglied des Politbüros und Sekretär des Zentralkomitees der SED, vor dem Vorbereitungskomitee für den XIII. Bauernkongreß der DDR

Zu den Tätigkeitsmerkmalen von Züchtern wie Dr. Köchling und seinen Mitarbeitern gehört Ausdauer im Wandern. Vorwiegend zu Fuß wird das umfangreiche Pflanzenmaterial in den Zuchtgärten und „Isolierstellen" beobachtet, kontrolliert und bewertet. Die Isolierstellen liegen oft weiträumig voneinander entfernt in großen Waldflächen. Nur selten hat der Züchter Muße, um dem Kuckuck zu lauschen oder eine Wildfährte „anzusprechen". Immerhin stelle ich mir vor, daß Dr. Köchling sich unterwegs einmal den Luxus gönnt, nach Väterart einen passenden Namen auszudenken für den künftigen Rekordhalter unter den Sortenkandidaten, der heute noch eine nüchterne Feldnummer trägt.

Hans Frosch (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

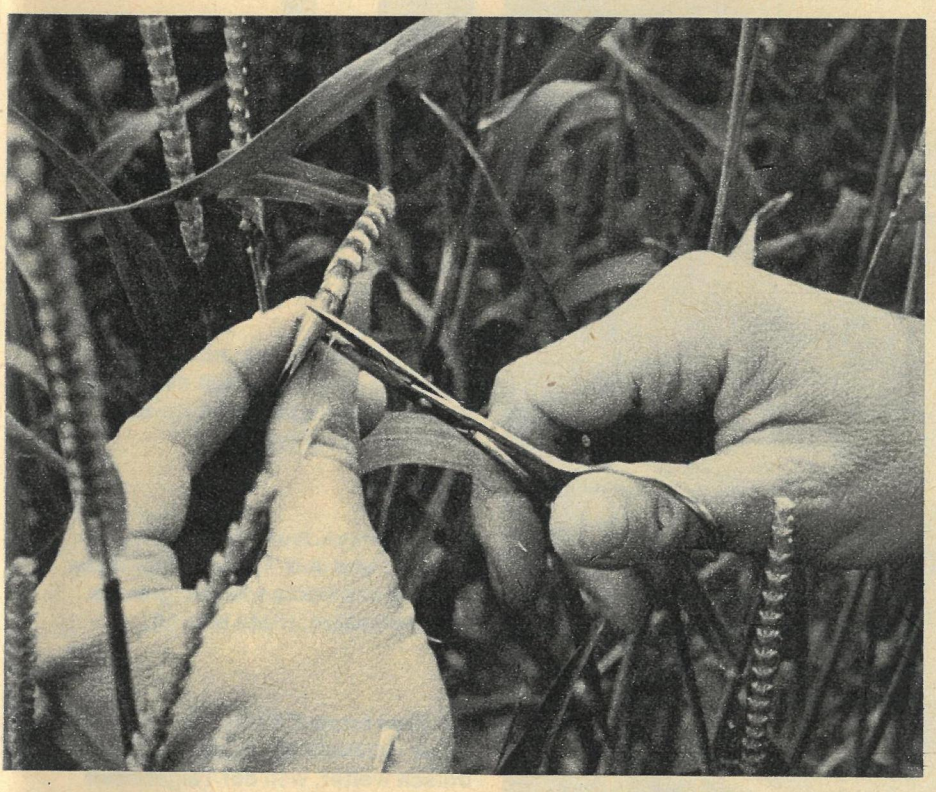
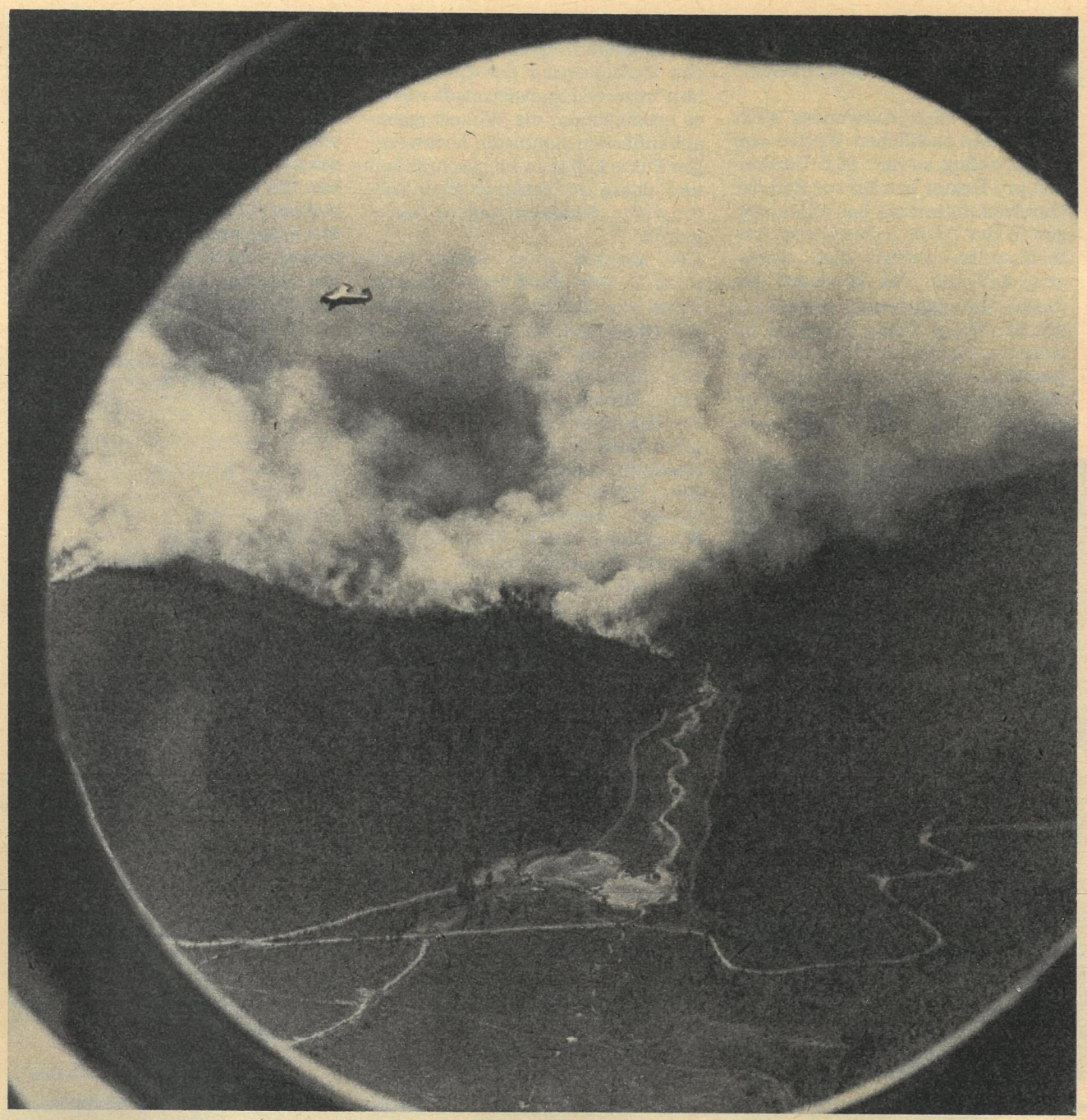


Bild links: Männliches wird kurz gehalten – unerwünschte „Väter" werden funktionslos gemacht. Unten: Nur ausgesuchte Pärchen vereint man unter der Folienhaube.



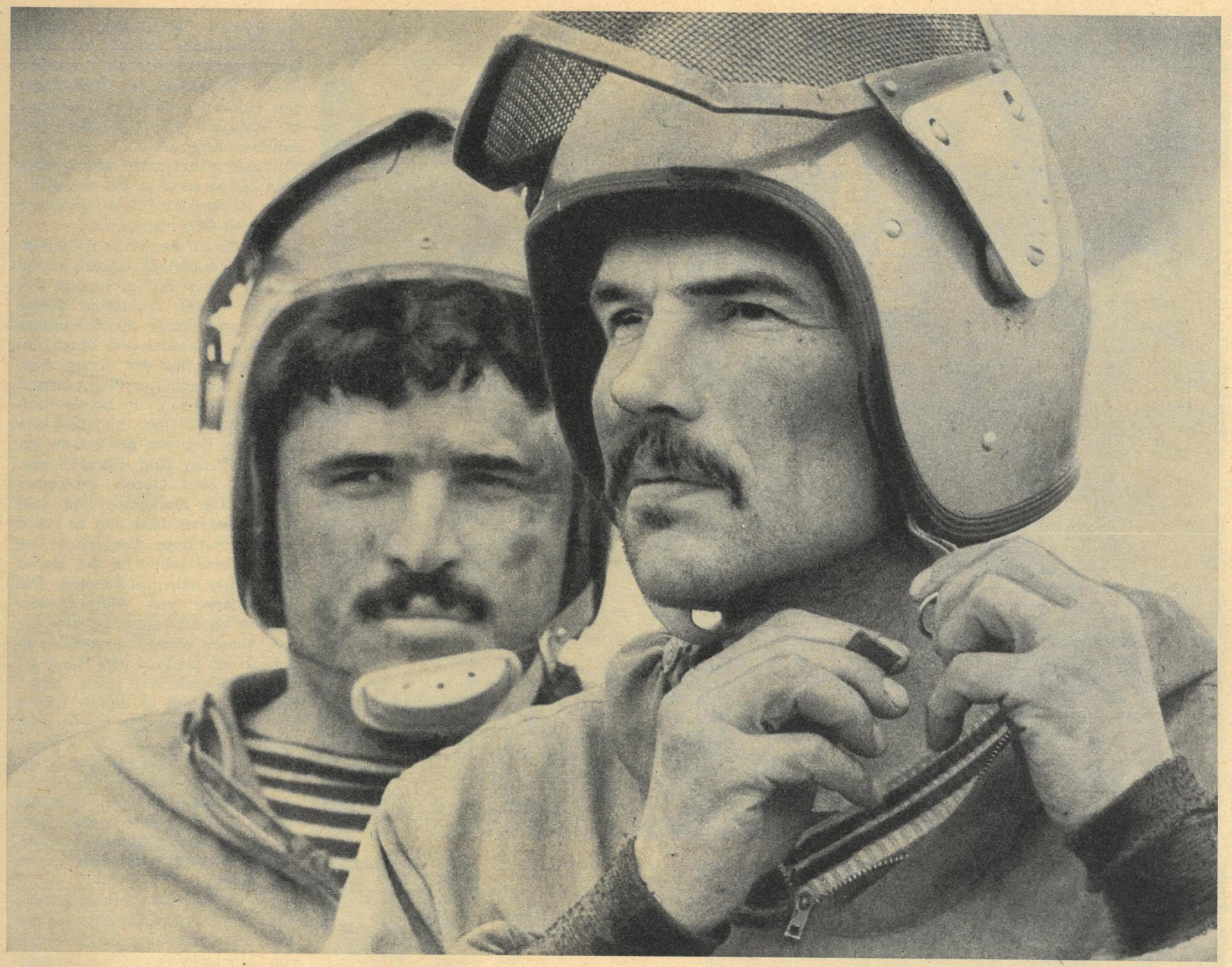
Feuerwehr im fliegenden Einsatz:

Brand in der Taiga

Spezialflugzeuge erkundeten, daß sich die Flammen östlich des Baikalsees bis auf burjatisches Gebiet ausgedehnt hatten.

Die Feuerwehrleute Wladimir Schinkarenko und Juri Woronin flogen von Tschita aus Dutzende erfolgreiche Löscheinsätze. (Foto rechts).

Die Erde brennt! Selbst dort, wo das Feuer gelöscht ist, schwelt es unterirdisch weiter, weil der Taigaboden hier torfhaltig ist.



Bereits im dritten Monat lodern die Feuer. Ende Februar waren den Piloten von Linienflugzeugen die ersten Rauchsäulen über den Wäldern in den sibirischen Weiten östlich des Baikalsees aufgefallen. Als am 2. März in der Gebietshauptstadt Tschita eine erste Maschine zur speziellen Luftaufklärung startete, um die Situation zu sondieren, konnten schon 34 Brandherde in der Umgebung ermittelt werden. „In jenen frostklirrenden Tagen wurden wir noch leicht mit dem Feuer fertig", sagt uns Grigori Kowaljow, der Dispatcher des Luftstützpunktes der Forstwacht in Tschita. „Inzwischen hatten sich Hunderte von neuen Brandherden gebildet. Die Lage wurde äußerst kompliziert. In den fünfundzwanzig Jahren, die ich schon hier arbeite, kann ich mich nicht an einen solch verheerenden Waldbrand erinnern, der sich nun der Stadt näherte..."

Dem Feuer sind bis Anfang Mai in der Region über 100 000 Hektar Baumbestand und Steppengras zum Opfer gefallen, zweitausend Heuschober, drei Dutzend größere Gebäude und fast zweihundert Rinder. Der Flughafen in Tschita mußte immer wieder gesperrt werden, weil die Sichtweite in Bodennähe durch den Rauch unter 250 Meter gefallen war. „Schon beim Landeanflug mit der großen TU 154 spürte man plötzlich den beißenden Brandgeruch in der Kabine", berichtete dieser Tage ein Korrespondent vom Ort des Geschehens. „In der Stadt überschreiten die Rauchgasanteile in der Luft die Normwerte um das Fünffache. In allen Einrichtungen und Wohnungen sind die Vorhänge zugezogen und die Fenster so fest wie möglich verschlossen...

Das Feuer kam nicht von ungefähr. Seit August vorigen Jahres hatte es in der Region nicht mehr geregnet, auch im Winter war kaum Schnee gefallen. „Der Torfboden in der Taiga ist derart ausgetrocknet", sagt Grigori Kowaljow, „daß er wie Zunder noch in einer Tiefe von dreißig Zentimetern brennt." Ein einziges unachtsam gelöschtes Lagerfeuer, ja ein einziger Funke genügt, daß sich der Brand in der torfhaltigen Erde tatsächlich wie mit unterirdischen Zündschnüren unaufhaltsam ausbreitet. „Doch trotz unserer Warnungen und schließlich des offiziellen Verbots hat man im Frühling auf den Wiesen und Feldern das Laub und Gestrüpp vom Vorjahr verbrannt..."

Die Untersuchung der eingesetzten Sonderkommission ergab, daß über 85 Prozent der Brände durch die Unachtsamkeit bei den Lagerfeuern zum traditionellen Fest der Wintervertreibung entstanden sind!

Seit dem 1. April ist die fliegende Feuerwehr vom Stützpunkt in Tschita aus in ununterbrochenem Einsatz, denn ohne die Flugtechnik ist in den unzugänglichen Tälern und an den wilden Berghängen der Taiga nicht viel auszurichten. Jeder Liter Löschwasser muß herangeflogen werden. Gegenwärtig bekämpfen hier über zweitausend Löschmänner, darunter zahlreiche fliegende Feuerwehrleute die Brände. Den Piloten und Fallschirmspringern steht eine Flotte von 28 Hubschraubern und Spezialflugzeugen zur Verfügung. Über die Maifeiertage kamen ihnen Hunderte von Spezialisten aus Magadan, Tomsk, Jakutsk, Nowosibirsk und Tjumen zu Hilfe. „Wir haben den Brand, hoffen wir, jetzt im wesentlichen unter Kontrolle", sagt Grigori Kowaljow, „doch die starken, trockenen Winde machen uns die Arbeit schwer wie noch nie und können noch manche böse Überraschung bringen..."

Dietrich Pätzold

Fotos: L. Swerdlow

In den Bergregionen wird der ausgetrocknete Acker noch mit Grabstöcken umbrochen...

...und die Siedlungen sind steinig und staubig.

Grabstöcke, dreizinkige Gabeln und Holzpflüge blieben mir nach dem Besuch im Museum von Addis Abeba besonders im Gedächtnis. Der Gebrauch solcher Werkzeuge in Äthiopien geht ein oder zwei Jahrtausende zurück.

Und nun wähnten wir uns in biblische Zeiten versetzt. Vor uns arbeiteten Bauern mit Geräten, wie ich sie in den Glasvitrinen sah.

Bevor wir in die Berge nordwestlich der Hauptstadt stiegen, hatten wir ein weites Tal durchquert. Auf Feldern fuhren Traktoren. Kleine Flüsse und Bäche durchschnitten das Land und eilten dem Muger zu, einem Nebenfluß des Blauen Nils. Ein gut ausgebauter Weg verband die Siedlungen mit der Straße nach Debre Markos. Doch mit jedem Meter Höhe, den wir gewannen, änderte sich das Bild. Stunden stiegen wir über Geröll, verdorrtes Gras, durch Dornengestrüpp und Disteln bergan. Hier und da stand eine Baumgruppe. Der Gipfel des Mount Foeta schien in der klaren Luft immer näher zu kommen. Die Höhenmarke von 3000 Metern mußten wir schon überschritten haben. Abseits vom Pfad tauchten ab und an ein paar an den Hang geduckte Hütten auf. Eine kleine Schafherde und in diesen Höhen nur noch kümmerlich wachsendes Getreide dienen den Bewohnern als dürftige Nahrungsgrundlage. Der Weg zur nächsten Quelle ist weit. Erschöpft sich der spärliche Vorrat an Regenwasser, dann müssen Frauen und Mädchen das kostbare Naß über steile Pfade heranschleppen.

Was trieb einst die Menschen dazu, in solch unwirtlichen Höhen zu siedeln? Ein Grund war die Erfahrung von Generationen, daß die Bergeinsamkeit mehr Schutz gegen marodierende Horden verfeindeter Feudalherren und Räuberbanden bot. Eine Siedlung ganz oben auf einem Gipfelplateau ließ sich auf jeden Fall besser verteidigen.

Was aber, wenn der lebensnotwendige Regen ausblieb? Seit Menschengedenken kamen Dürrezeiten mit Hunger und Tod, und der Grundbesitzer ließ dem Bauer nur, was dieser zum Überleben brauchte. So bewegte sich alles über 1000 Jahre in den Bahnen rückständiger Feudalverhältnisse.

Dann brach diese alte äthiopische Welt zusammen. Die Grundbesitzer hatten ausgespielt. Doch wie sich von Denk- und Arbeitsweisen lösen, die über dreißig oder vierzig Generationen Gültigkeit besaßen? Da leben Menschen in Aberglauben und Furcht vor Fremden, isoliert von der Umwelt in abgeschiedenen Bergregionen. Nur zu Fuß passierbare Pfade führen zu ihnen. Straßen, Kraftfahrzeuge, Eisenbahnen kennen sie nicht. Elektrizität ist ihnen kein Begriff. Medizinisch und hygienisch werden sie nicht versorgt. Sie können weder lesen noch schreiben. Parasiten quälen sie und Seuchen grassieren. Von

Neue Heimat in fruchtbarer Ebene

Geburt an werden sie mangelhaft ernährt. Ihre Arbeitsmittel und -methoden sind rückständig, unergiebig. Nun trifft sie die Aufforderung, sich aus dieser Welt zu lösen, den Sprung in das zwanzigste Jahrhundert zu wagen. Was kostet das für Aufregung, für Ängste und Zweifel, für Überwindung!

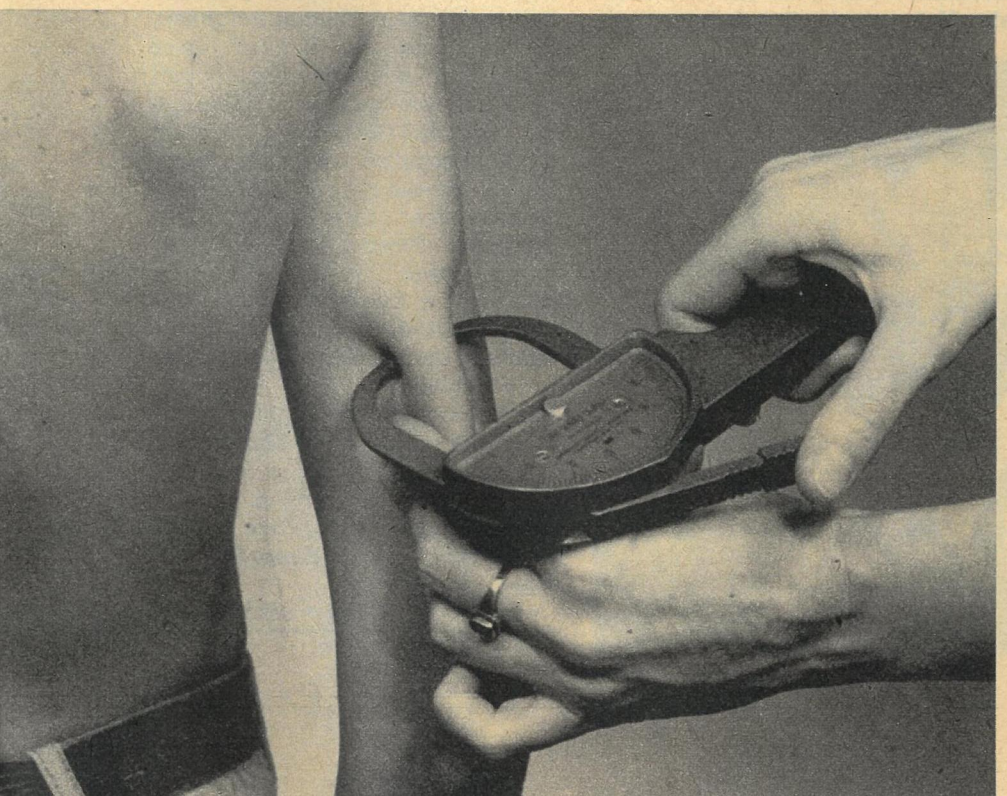
Scheinheilige treten auf den Plan. Westliche Journalisten beklagen die „gewaltsame Vertreibung" der armen Bauern, die durch das „kommunistische Regime" aus ihrer angestammten Lebensweise herausgerissen und in neuen Dörfern einer „Zwangskollektivierung nach sowjetischem Vorbild" unterworfen werden. Dabei ist völlig klar, daß es für Bauern und Regierung nur eine Alternative gibt: Entweder bleiben und sich dem Hungertod aussetzen oder in fruchtbarere Gegenden – oft über tausend Kilometer entfernt – umziehen und in den neuen Dörfern ein besseres Leben bauen. Der Umzug aus den Hungergebieten und die Bildung neuer Siedlungen lassen sich nicht aufhalten. Bei allen Schwierigkeiten, die Rückständigkeit zu überwinden. Schritt um Schritt wird das Erbe der feudalen Vergangenheit beseitigt. Das Leben wird jetzt für die Bauern leichter. Mit den ersten Erfolgen beschleunigt sich der Dorfbildungsprozeß. Anfang März meldete die äthiopische Presse, daß Bauern des Distriktes Konso 684 Kilometer für sie lebenswichtiger Allwetter-Straßen fertiggestellt und 545 neue Wohnstätten erbaut haben. Es waren die gleichen Bauern, die drei Jahre zuvor Wasser von drei Flüssen in Dürregebieten umgeleitet hatten. Über ähnliche Ergebnisse berichteten Vertreter von Koordinierungs-Komitees für Dorfbildung in der Illubabor-Region während eines Treffens. Seit Juni 1986 entstanden in diesem Gebiet 17 070 Wohnungen in 166 neuen Dörfern. Das Bauprogramm schloß Schulen, Werkstätten, Ställe und verschiedene Dienstleistungsgebäude ein. 61 888 Bauern und ihre Familien haben eine neue Heimat gefunden. Es ist abzusehen, daß auf diese Weise auch das Analphabetentum im Land bald endgültig überwunden wird, daß die Selbstversorgung mit Lebensmitteln ein erreichbares Nahziel ist und steigende Agrarproduktion sogar einen Überschuß ermöglicht. Straßenbau, Bewässerungssysteme, Wiederaufforstung und andere landesweite Projekte werden aus der Konzentration der Kräfte in den Dörfern ebenfalls Gewinn ziehen.

Der Umzug aus der Vergangenheit in ein neues Leben hat Massencharakter gewonnen. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden wir Grabstöcke und andere Relikte aus der Feudalzeit allein im Museum finden.

Dr. Günter Schmerbach

Beles-Valley heißt das neue Dorf (unsere Fotos) im Gojam-Gebiet. Die Bauern kamen aus der Tigre-Region und finden hier erstmals Wasser, das aus dem Brunnen fließt. Die Kinder können jetzt zum ersten Mal auch eine Schule besuchen.

Fotos: Autor (2), ZB/Busch (3)



Wie gut sind eigentlich unsere Schüler ernährt? Dieser Frage und dieser Gruppe der Bevölkerung gilt seit einiger Zeit das Augenmerk der Wissenschaftler. Viele Jahre wurde (auch von unseren Forschern) behauptet, zwanzig Prozent unserer Kinder seien zu dick. Die Zahl war unkritisch aus westlichen Quellen übernommen worden. Daß sie keineswegs stimmt, erfuhren wir von einem, der es wissen muß: Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz, Forschungsleiter am Zentralinstitut für Ernährung der Akademie der Wissenschaften der DDR. Mit seinem Kollektiv hat er etwa 200 elf- bis siebzehnjährige Schüler genauer untersucht. Grundlage dafür war eine am Rehbrücker Institut von Dr. Dieter Johnsen entwickelte neue Methode, die das Normalgewicht von Kindern exakter bestimmt. Außer einer Waage verwenden die Wissenschaftler dazu noch eine Meßzange. Das wie ein Folterinstrument anmutende, aber schmerzlos arbeitende Gerät wird an drei Hautfalten des Körpers – am Rükken, am Bauch und am Oberarm – angelegt. Aus der Dicke dieser Falten läßt sich der genaue Körperfettgehalt der Kinder ermitteln. Zusammen mit Körperhöhe, Schulterbreite und Brusttiefe ergibt sich die Körperkonstitution, eine wichtige Größe, um das Normalgewicht festzustellen. Die genauen Messungen zeigten, daß nicht zwanzig, sondern fünf bis acht Prozent der Kinder in der DDR Übergewicht haben. Untersetzte neigen eher dazu als schmal Gebaute. Zutage kam auch, daß auf dem Lande mehr dicke Kinder sind als in der Stadt. Professor Ketz führt das unter anderem auf noch bestehende überholte Ernährungsweisen zurück. Das Gewicht der Schulkinder ist jedoch nur ein Glied in der langen Kette viel umfassenderer Forschungen zur Ernährung Jugendlicher. Die Wissenschaftler wollen präzise über die Nahrung der Schüler, ihre Gewohnheiten und die Quellen ihrer Kenntnisse über Lebensmittel Bescheid wissen. Letztendlich soll gezielte Aufklärung dazu beitragen, eine gesunde und gesundheitsbewußte, lebensfrohe junge Generation heranzubilden. Professor Ketz berichtet, daß von den Wissenschaftlern aufwendige Fragebogenaktionen in Schulen einiger Bezirke der DDR und an solchen im Gebiet von Vilnius gestartet wurden. Hier an der Medizinischen Fakultät der Universität in der Litauischen SSR sitzen nämlich die Kooperationspartner der Rehbrücker Forscher. Die gemeinsame Arbeit hat schon Tradition. Sie begann vor etwa fünfzehn Jahren. Damals interessierten die Vilniuser Wissenschaftler unter Frau Profesor Dr. Domicele Mikalauskaite, Leiterin des Lehrstuhls für Physiologie und Biologie des Menschen, vor allem die in Rehbrücke gefundenen Methoden zur Messung des Körperbautyps von Kindern. Heute ist deren Ernährungszustand das Hauptproblem. Akkurat beantworteten die Schüler in der Sowjetunion und der DDR Fragen nach dem Frühstücksbrot, der Schulspeisung und -milchversorgung, gaben an, wann sie was in ihrer Freizeit essen. Auch die Eltern, von denen ja die Kinder meist ihre Weisheiten auf dem Gebiet der Ernährung beziehen, nahmen an dieser Aktion teil. Wiederholungsbefragungen stützten die Ergebnisse. „Wir können uns heute ein recht vollständiges Bild vom Ernährungszustand und Ernährungsverhalten der Schulkinder machen“, sagt Professor Ketz. „Mit Fug und Recht behaupten wir: Die Versorgung der Elf- bis Siebzehnjährigen mit allen wichtigen Grundnährstoffen wie Eiweiß, Kohlenhydraten, Vitaminen, Kalzium, Phosphor ist sehr gut.“ In Potsdam wie in Vilnius stellte man fest, die Kinder essen und trinken im Elternhaus und in den Schulen ordentlich. Eine Einschränkung gibt es allerdings bei der Gruppe der etwa fünfzehnjährigen Mädchen. Viele von ihnen können nicht schlank genug sein und verzichten unter anderem auch auf Schulmilch und vollwertige Kost. Leistungsvermögen und Konzentrationsfähigkeit im Unterricht lassen dann auffallend nach. Der schlechte Ernährungszustand zweier Mädchen aus Potsdam zum Beispiel kam bei einer Grippeuntersuchung an den Tag. Der Arzt mußte einschreiten. Der Vorfall wurde mit den Eltern und Lehrern ausgewertet. „Die Mädchen in Vilnius sind offenbar disziplinierter und weniger eitel“, meint Professor Ketz, „denn meine Kollegin Mikalauskaite hat nichts von solchen Entgleisungen berichtet.“

Milchmix gegen Karies

Also können wir insgesamt beruhigt abhaken – kaum Probleme mit falsch ernährten Kindern?

Zunehmend Sorge macht uns in der DDR die Karies, die Zahnfäule. Wie in allen hochentwickelten Ländern ist bei uns der Zuckerverbrauch in den letzten zehn Jahren stark angestiegen. Neben Süßigkeiten aller Art erfreuen sich bei unseren Kindern auch die unterschiedlichen Milchmixgetränke, die in der Schule angeboten werden, großer Beliebtheit. Deren Wohlgeschmack aber kommt vom Zucker. Da liegt das Problem. Süßigkeiten im Mund werden von Bakterien abgebaut, indem sie Säuren bilden. Diese wiederum entziehen dem Zahnschmelz Mineralien. Langsam entsteht ein

Bei regelmäßigen Zahnuntersuchungen hat die Karies kaum Chancen.

An drei Hautfalten am Arm, am Bauch und am Rücken angelegt, ermittelt die Meßzange den Fettgehalt des Körpers.

Gesunde Kinder und süße Sachen

Defekt – Karies, eine Art Volksseuche. In der DDR haben sich unterschiedliche Gegenmaßnahmen bewährt: Fluoridierung des Trinkwassers und Fluortabletten in Kinderkrippen und Kindergärten, um den Zahnschmelz stabiler zu machen und so die Kariesanfälligkeit zu hemmen. Aufklärung der Eltern und regelmäßige Zahnuntersuchungen gehören ebenfalls dazu.

Einen neuen Weg, Karies zu vermeiden, suchten vor einiger Zeit Kinderstomatologen der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Professor Dr. Hans-Joachim Maiwald und seine Mitarbeiter fragten sich: Warum sollten wir nicht einen Erfolg unserer Gesundheitspolitik besser nutzen? Immerhin trinken achtzig Prozent der Schulkinder in der DDR täglich in ihren Bildungseinrichtungen Milch. Ihr Ziel war es, ein Mixgetränk zu schaffen, das gut schmeckt, aber die Zähne nicht attackiert. Verbündete fanden sie in Ernährungswissenschaftlern aus dem Akademie-Institut für Ernährung in Rehbrücke und Verantwortlichen aus der milchverarbeitenden Industrie. Das „süße" Problem konnte nicht einfach über eine Änderung der Rezeptur gelöst werden. Umfangreiche wissenschaftliche Untersuchungen waren nötig, um festzustellen, daß erst ein Zuckergehalt von unter zwei Prozent in der Milch die Zähne schont. Der entscheidende Schritt der gemeinsamen Arbeit bestand nun darin, stark zuckerreduzierte Aromen zu entwickeln, die einer Milchmixtur trotzdem Fülle und Wohlgeschmack verleihen. Das Ergebnis war ein Aromakonzentrat in den Geschmacksrichtungen Aprikose, Himbeere, Erdbeere, das diesen Anforderungen entspricht. Der VEB Aromatik Leipzig produziert es inzwischen bedarfsgerecht für die gesamte DDR. FREIE WELT hat dieses Getränk mit der Aufschrift „Milchtrunk", das schon seit einem Jahr zum Standardprogramm der Schulmilchversorgung gehört, getestet: „Die schmeckt aber", meinen Jenny und Bernadette, „nur etwas weniger süß ist sie!" – Unseren „Versuchskaninchen" aus der 3. bis 6. Klasse sagte sie zu, die Milch, die wir unter den Schülern der 10. Oberschule „Hermann Matern" in Berlin-Prenzlauer Berg verteilten. Auf leisen Sohlen hat sie sich als ein neues gesundheitsförderndes Lebenselixier eingeführt. Auf zu leisen, meinen wir, und rühren für diesen preiswerten Trunk (22 Pfennige) die Werbetrommel.

Sonnhild Kutschmar

Seit einem Jahr gibt es in der DDR auch zahnfreundliche Schulmilch.

Fotos: Detlev Steinberg, Zentralinstitut für Ernährung

Pferde sind wieder gefragt. Ihr Bestand in der Sowjetunion nähert sich der Zahl von sechs Millionen. Dabei besteht sogar Bedarf an neuen Gebrauchsrassen – wie im Bergland Tadshikistan, wo 93 Prozent des Territoriums von Bodenerhebungen bedeckt sind. Dort, zu Füßen des eisgekrönten Pamir, züchtet das Gestüt Koktasch einen leichten, ausdauernden Schlag für Kolchosen und Sowchosen. Diese genügsamen Tiere befördern Post und Versorgungsware zu entlegenen Siedlungen, sie tragen Zelt und Kochgerät der Schafhirten, transportieren Milch und Heu von Almen, die nicht einmal mit dem Hubschrauber zu erreichen sind. Landwirtschaftsbetriebe, die zu rechnen verstehen, legen sich eine Stutenherde zur Kumysgewinnung zu; das altehrwürdige Sauermilchprodukt findet seinen Absatz sowohl als Delikatesse wie auch als diätisches Heilmittel. Schließlich, unter der Hand gesagt, gibt schon diese oder jene Wirtschaft einmal ein wohlgenährtes Weidetier ab, zum teuer bezahlten Schmaus bei einem ganz besonderen Anlaß...

Kein Fest findet statt in einem tadshikischen Dorf ohne Wettbewerbe auf Pferderücken: Langstreckenrennen über Bergpfade, die ein Fremder kaum zu Fuß betreten würde; Reiterkunststücke in vollem Galopp oder das beliebte Spiel „Fang das Mädchen!“ Ein junger Mann versucht die vor ihm gestartete Reiterin einzuholen; schafft er es, darf er die Unterlegene küssen; ist er selber der Verlierer, erhält er seinen Lohn mit der Gerte... Nicht zuletzt sind es örtliche Sportgemeinschaften, die das neue Tadshikenpferd erwerben – das für seine Rasse nur noch einen Namen braucht, eines Tages vielleicht so klangvoll wie der des goldfarbenen Achaltekiners aus dem benachbarten Turkmenien.

Die Bildfolge unseres Autors zeigt oben: Aufbruch zur Sommerweide – rechts: Pferdewettspiele bei der Dorfhochzeit – untere Reihe: Nachwuchs der Springreiter übt zum Landsportfest – der erste Lebenstag – Pferd und Traktor bilden ein Gespann, wirtschaften in die gleiche Kasse.

Text und Fotos: S. Schukow/TASS

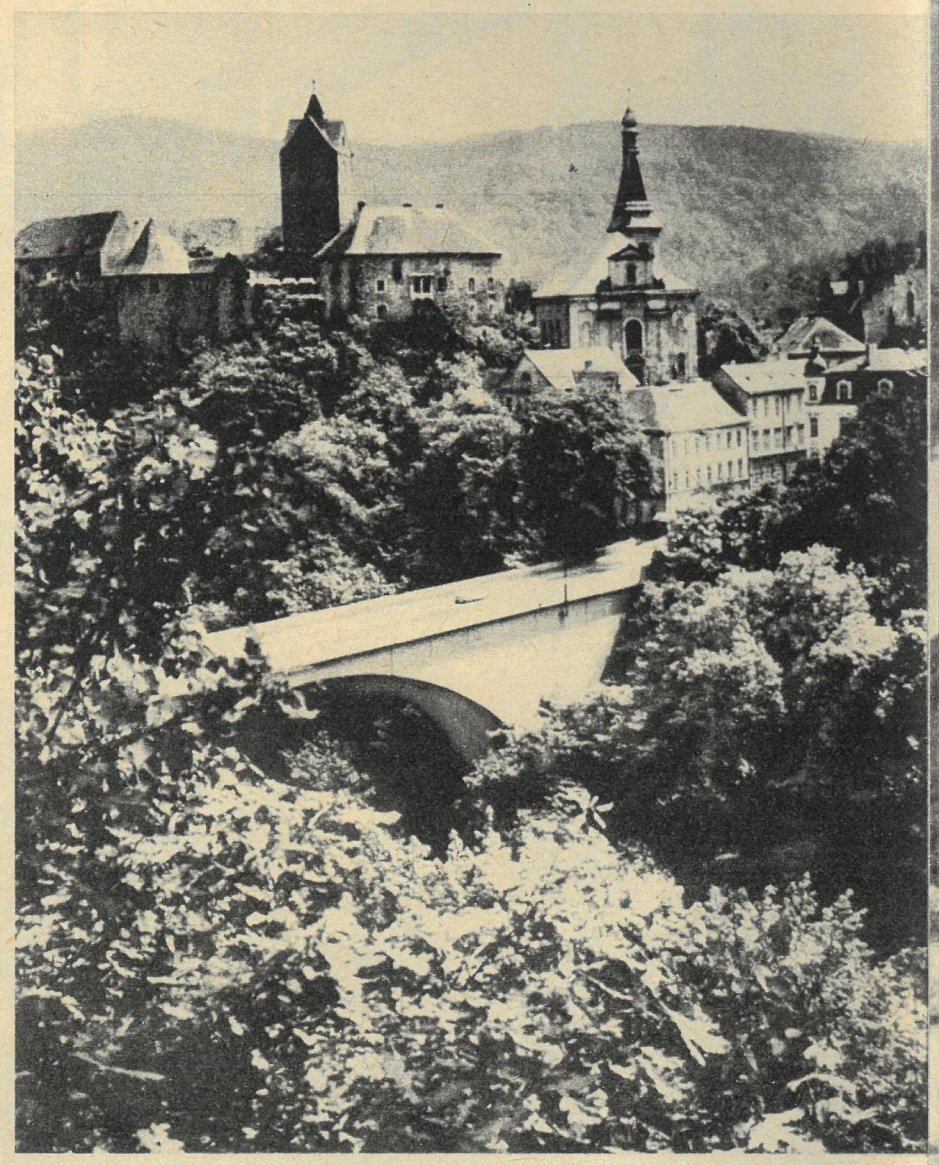
Einst in Elbogen

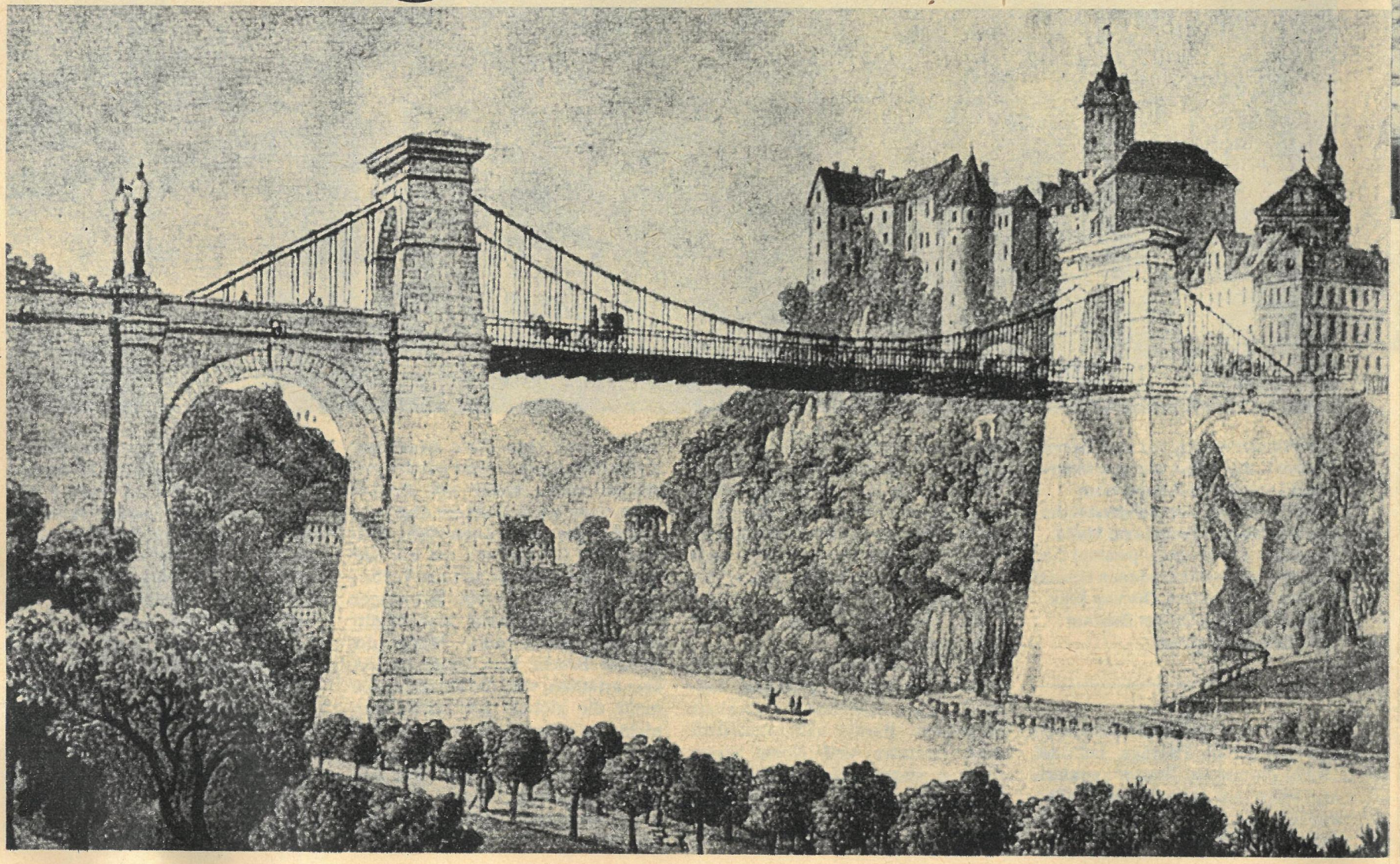
Die muntere Brünette, die uns im Gasthof „Zum weißen Roß“ bedient, lächelt wissend ob der Richtung unserer Blicke. Ein Wandbild nimmt uns gefangen: auf einer weinlaubumrankten Terrasse vier Damen und ein würdiger alter Herr, im Hintergrund das Tal der Ohře, die hier ellbogenartig den Burgfelsen von Loket umfließt. Der einzelne Mann sei Goethe, sagt die hübsche Kellnerin, die Damen, das wären die Schwestern von Levetzow, da die älteste, Ulrike, und da die Mama. Sie passe auf, denn der Greis sei noch sehr feurig, obwohl er gut und gern der Großvater der Levetzow-Töchter sein könnte. „Sie haben Ähnlichkeit mit der ältesten“, scherzen wir. „Nein, nein!“ wehrt sie ab, „ich möcht' schon, bitte sehr, mir selbst nur ähnlich sein…“

Die Gartenterrasse vom „Weißen Roß“, die grünen Hänge von Loket, das damals Elbogen hieß, die barocke Pestsäule auf dem spindelförmigen Markt, die St. Wenzelskirche unter der Burg, capella castri anno 1325 – hier haben die Jahrhunderte ihre Ablagerungen, Sedimente der Geschichte. Siebenmal war der „Nestor deutscher Dichtung“ in diesem verträumten Städtchen unweit von Karlsbad. Zuletzt mit seiner letzten Liebe: Ulrike von Levetzow. Und wenn Goethe das böhmische Land als ein Paradies betrachtete, so war das Fräulein aus sächsischem Adel gewiß darin der lockende Apfel.

Im Juli 1821 bezieht der Dichter Quartier im Haus des Grafen Klebelsberg in Marienbad, heute Mariánské Lázně, das von Herrn und Frau von Brösigke bewohnt wird, den Großeltern der siebzehnjährigen Ulrike. Eigentlich wollte er schon bald in ein ruhigeres Logis umziehen, weil das Parterre erneuert wird und der Baulärm ihn stört, dann aber lernt er hier „seine Muse“ kennen und bleibt für die Dauer der Kur.

„Am 4. August abends war bei Brösigkes eine sehr brillante Fete“, schreibt der weimarische Legationsrat Conta an seine Frau, „wo der größte Teil der hiesigen vornehmen Welt versammelt war. Es war Ball und Souper, selbst Goethe tanzte.“ Natürlich tanzt er mit Ulrike und macht ihr die Cour. Das Mädchen revanchiert sich für das Interesse, das der Zweiundsiebzigjährige ihr entgegenbringt, mit besonderer Liebenswürdigkeit. Und sie liebt ihn sofort seines Geistes und seiner Güte wegen. Sie redet ihn respektvoll mit Herr von Goethe





Schriftstellerlesung auf dem Bebelplatz in Berlin (links oben). Chefarchitekt von Berlin Roland Korn (Mitte) erläutert den Schriftstellern Mykolas Sluckis (links) und Mario Benedetti aus Uruguay (rechts) Details des wiedererstandenen Nikolaiviertels (links unten). Die von Fritz Kühn gestaltete Tür der Berliner Stadtbibliothek (oben)

erst dort, wo sich heute das friedliche Ostseebad Palanga befindet. „Nicht einmal im Traum", erklärte er, „wäre mir damals eingefallen, daß die mir gleichaltrigen Kinder der Soldaten des faschistischen deutschen Reiches die Vergangenheit ihrer Eltern überwinden werden und um den Preis gewaltiger Bemühungen eine Realität schaffen werden, in der der faschistische Ungeist ausgemerzt und eine neue Moral siegen wird, eine Moral, die wesensgleich ist mit dem ewigen Gebot der Menschheit: Du sollst nicht töten!"

Daß dieses Gebot nicht eine leere hilflose Forderung geblieben, sondern einer machtvollen Realität entwächst, daran hat humanistische Literatur und Kunst einen nicht geringen Anteil. „An diesem Kreuzweg der Zeit und aller Zeiten..." mahnte Heinz Kamnitzer, „zermartert sich gerade ein Schriftsteller, was man denn überhaupt ausrichten kann... Und wieder, nur stärker noch, scheint mir die Unruhe eines toten Dichters angemessen für die noch Lebenden: ‚Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über soviel Untaten einschließt!' Seitdem haben diese Worte des Bertolt Brecht ihre letzte Dimension erhalten, weil die Untaten nunmehr die globale und totale Vernichtung aller Lebewesen verheißen."

Dennoch dürfe man nicht vor Entsetzen schweigen. Denn wir müßten verstummen, wüßten wir nicht, daß der Geist, den das wahrhaftige menschliche Wort trägt und verkörpert, jene Taten hervorruft, die unsere Art vor dem Untergang bewahren. Die Schriftsteller, so stellte Hermann Kant fest, könnten nicht viel mehr als den Mund aufmachen, sei es auch nur, daß ihr Wort „die Stille durchbricht, welche von Hoffnungslosigkeit kommt."

Deshalb ist die Tat des Schriftstellers sein Wort, das er als Waffe einsetzen muß, damit die Waffen des Krieges dahin gelangen, wo sie hingehören: auf den Schrott.

Helmut Zemke (Text)
Ulrich Burchert (Fotos)

Zusatzfoto: Günter Krawutschke

Bei seinen ehemaligen Kollegen: Gerhard Zadek (zweiter von rechts) hat noch heute Kontakt zum Schwermaschinenkombinat „7. Oktober". Wir fotografierten ihn beim Besuch der Brigade „Herbert Baum".

Wie zufällig verteilten sich unsere Leute im Saal. Vier von ihnen brachten, gedeckt von acht anderen, Spreng- und Brandsätze an. Dann verließen sie die Ausstellung. Einige Zeit danach explodierte der Sprengstoff. Große Teile der Ausstellung wurden beschädigt. Die Gestapo veranlaßte noch in der gleichen Nacht, die Trümmer zu beseitigen. Am nächsten Tag war die Ausstellung wie zuvor. Allerdings fehlten einige Exponate. Trotz strengster Geheimhaltung erfuhren die Berliner von dem Anschlag. Die Aktion erregte großes Aufsehen. Leider wurde vier Tage nach der Tat die Gestapo fündig, stieß auf eine heiße Spur. Herbert Baum, und mit ihm viele andere, wurde verhaftet. Am 11. Juni meldete der Oberstaatsanwalt beim faschistischen Sondergericht seinen ‚Selbstmord'. Alle an der Aktion beteiligten Genossen wurden hingerichtet."

Auch in England war Gerhard Zadek politisch aktiv. In der Exilgruppe der KPD und in der Metallarbeitergewerkschaft des TUC. Und er tat noch etwas Kluges: Er investierte einen Teil seines Werkzeugmacherlohns in ein Abendstudium. Als Ingenieur Gerhard Zadek 1947 in die Sowjetische Besatzungszone zurückkehrte, meldete er sich sofort bei seinen Genossen. „Hermann Axen, damals Sekretär des Jugendverbandes, sprach mit mir. Was, als Ingenieur willst du arbeiten? Daraus wird nichts, mein Lieber..." Und Ingenieur Gerhard Zadek wurde Abteilungsleiter für Außenpolitik in der „Jungen Welt".

Und er wurde Chefredakteur der „Jungen Generation".

Und Abteilungsleiter bei Gerhard Eisler im Amt für Information.

Und stellvertretender Chefredakteur der „Landeszeitung" in Schwerin.

Und stellvertretender Chefredakteur der „Freien Erde".

Und Mitarbeiter im Ministerium für Schwermaschinenbau.

Und er ging für ein Jahr auf die Zentrale Parteischule des ZK in Ballenstedt.

Und er wurde einer der Direktoren des Großdrehmaschinenbaus „7. Oktober".

Und Parteisekretär dieses Betriebes und Mitglied der Kreisleitung der SED.

Und er nahm ein Fernstudium auf.

Und er wurde Hauptabteilungsleiter im Amt für Patent und Erfinderwesen.

Ein antifaschistischer Lebenslauf, ein DDR-typischer.

„Die Zeit als Parteisekretär", sagt Gerhard Zadek, „war die schönste der Lehr- und Wanderjahre meines Lebens. Die Arbeit mit den jungen Menschen machte Spaß, es reizte mich, ihren Ehrgeiz zu wecken, in technisches Neuland vorzustoßen. Dort hat mich etwas gepackt, was mich bis heute nicht losgelassen hat."

Seine ganze Leidenschaft gehört seit dieser Zeit den noch nicht erdachten Dingen. Kommt die Rede erst einmal darauf, gerät Gerhard Zadek ins Schwärmen. Er gestikuliert, regt sich auf und ab, die Worte sprudeln, ein Thema nur fließt: Erfinden! Viel Zeit investiert er als Vorsitzender der Zentralen Arbeitsgemeinschaft Erfindertätigkeit/Schöpfertum beim Präsidium der „Kammer der Technik" in dieses gedankliche Abenteuer. Nicht, daß er selber was erfindet, auch das hat er getan, aber es liegt Jahre zurück. Nein, ihn interessiert: Wie kann man Erfinden lehren? Wie muß der Boden bereitet sein, auf dem neue Gedanken wachsen? Gerhard Zadek sagt: „Wir müssen besser lernen, uns das Reservat der geträumten Ideen zu erschließen, Spitzenleistungen in den Betrieben zu organisieren."

Diese Überlegung war der Vater des Gedankens Erfinder-Schule. Seit zehn Jahren nun besteht die „Heureka – ich hab's"-Bewegung bei der „Kammer der Technik". Der ausgewiesene volkswirtschaftliche Nutzen belief sich in den letzten Jahren auf 13 bis 14 Millionen Mark. Geburtshelfer Zadek ist stolz darauf. Auch in diesem Jahr bekommen wieder 3000 junge, talentierte Ingenieure von erfahrenen Praktikern das richtige Instrumentarium in die Hand. Beherrschen lernen müssen sie es schon selber.

Gerhard Zadek, Mitglied der Arbeitsgruppe „Herbert Baum" beim Bezirkskomitee Antifaschistischer Widerstandskämpfer, sagt: „Begeisterung ist alles. Womit man sich auch beschäftigt, man muß es voller Leidenschaft tun. Auch die Pflege revolutionärer Traditionen ist kein Selbstzweck. Ein Funke soll überspringen, der ein Mehr an Leidenschaft, Kampfgeist und Einsatzbereitschaft hervorruft. Beim Erfinden, bei der täglichen Arbeit, im Alltag. Die Gewinner sind wir alle. Wenn das gelingt, dann bin ich glücklich. Und das ist sicher kein Zufall."

Bernd Siegmund (Text)
Detlef Christel (Foto)

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 11

MORDKOM

Die Polizei findet am Tatort neun Patronenhülsen, den Abzug einer Eierhandgranate und einen Augenzeugen, den Bauarbeiter Kirschbein. Nur die Täter sind spurlos verschwunden.
Der Zeuge Kirschbein sagt aus: „Das große Auto überholte den kleineren Wagen ... und drängte ihn stark nach links, fast an unsere Straßenseite hin. Als der große Wagen fast um eine halbe Wagenlänge vorüber war, ... bückte sich der eine Herr in dem feinen Ledermantel nach vorn, ergriff eine lange Pistole, deren Kolben er in die Achselhöhle einzog, und legte auf den Herrn in dem andern Wagen an. Er brauchte gar nicht zu zielen, so nah war es. Ich sah ihm sozusagen direkt ins Auge. Es war, wie man so bei uns sagt, so'n Offiziersgesicht."
Das ist eine präzise Aussage. Kirschbein hat vermutlich gedient, wie man seinerzeit zu sagen pflegte, und kennt die Offiziersvisagen. In diesem Fall handelt es sich um den Oberleutnant a.D. Kern, fünfundzwanzig Jahre alt. Kern schießt neunmal, fünf Treffer zerschmettern Kiefer und Wirbelsäule des Überfallenen. Kerns Komplize, Leutnant a.D. Fischer, wirft eine Handgranate, deren Detonation den zusammengesunkenen Körper noch einmal hochwirft.
Die Tat geschieht am 24. Juni 1922 vormittags gegen 11 Uhr im Ortsteil Grunewald, dem feinsten Viertel der Reichen, tief im Berliner Westen. Das Opfer ist der deutsche Außenminister Walther Rathenau.
Die Maschinenpistole lieferte ein gewisser Ilsemann, Sekretär des antisemitischen „Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes". Das Auto stellte ein Industrieller namens Küchenmeister aus Freiberg in Sachsen zur Verfügung. Die Mörder kommandierte die „Organisation Consul" ab. Der „Consul" hieß Ehrhardt.
Der Korvettenkapitän a.D. Ehrhardt gründete im Herbst in Wilhelmshaven die nach ihm benannte „Marine-Brigade", eine Söldnertruppe, die auch nach der Novemberrevolution die kaiserliche Reichskriegsflagge schwenkte und am Stahlhelm das Hakenkreuz trug, als noch niemand in Deutschland den Namen Hitler kannte. Kern, Fischer und Techow, der Fahrer des Mord-Autos, gehörten dazu. Nach dem mißglückten

Für ein friedliches Nebeneinander mit Sowjetrußland: Der deutsche Außenminister Walther Rathenau unterschrieb den Vertrag von Rapallo.

Staatsstreich des Kapp-Putsches mußte die Brigade von der Bildfläche verschwinden. Ehrhardt verkroch sich in Bayern, Münchens Polizeipräsident Pöhner verschaffte ihm falsche Papiere auf den Namen eines Consuls Eichmann, und der „Consul" sammelte, von Reichswehr und Industrie monatlich mit 400 000 Mark ausgestattet, eine neue Truppe von Totschlägern.
Kern trug, wie ein Komplize später ausplauderte, eine Liste bei sich, einen Zettel voller Namen, von denen einige durchgestrichen waren. Mutmaßlich hat er am Mittag jenes 24. Juni auch den Namen Rathenau gestrichen. Daß sich die Mörder Gedanken über ihre Motive machten, ist nicht anzunehmen. Schon in der „Marine-Brigade" hatten sie ein Lied gesungen, dessen Refrain lautete: Schlagt tot den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau. Im übrigen hatten sie einen Befehl. Das genügte ihnen.
„Wir müssen nicht weiser, reicher, stärker werden", hat Rathenau nach dem Krieg gesagt, „wir müssen, was das schwerste ist, anders werden, als wir waren." Das war es, was seine Mörder nicht konnten und auch nicht wollten. Sie hatten gelernt zu töten und sonst gar nichts.
Wie aber ist Rathenau auf die schwarze Liste der Totschläger geraten?
„Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt", schrieb Rathenau 1909, „leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents." Er wußte, wovon er sprach. Rathenau war einer dieser dreihundert Männer. Sein Vater gründete die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität", später umbenannt in „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft", abgekürzt AEG. Der Sohn übernahm den Konzern. Außerdem saß er in den Aufsichtsräten 86 deutscher und 21 ausländischer Firmen. Im Krieg leitete er die Rohstoff-Versorgung der deutschen Rüstungsindustrie: durchkämmte das eigene Land und jede eroberte Provinz nach Metall und Chemikalien, Wolle und Leder, Häuten und Roßhaar. In der Stunde der deutschen Kapitulation brach er in Tränen aus.
Wie kommt ein solcher Mann auf die schwarze Liste der Berufsmörder, die so feine Ledermäntel tragen? Rathenau ist nicht Liebknecht. Aber Rathenau ist, um es mit seinen Worten zu sagen, auf dem Weg, das Schwerste zu vollbringen: anders zu werden, als er einmal war. Zwar bleibt er ein Mann des großen Kapitals und also ein Gegner der Revolution, aber er sieht, im Gegensatz zu anderen, die Dinge, wie sie sind, auch wenn sie ihm nicht gefallen.
Im April 1921 beziffert die Reparationskommission der Siegermächte Deutschlands Schuld auf die phänomenale Summe von 132 Milliarden Goldmark, zahlbar in Raten bis 1958. Rathenau gehört zu denen, die sich dem Ultimatum beugen, nicht ohne Widerreden und nicht ohne Hintergedanken: die Bedingungen erfüllen, um ihre Unerfüllbarkeit zu beweisen. Rathenau ist ein „Erfüllungspolitiker". Kein schlimmeres Schimpfwort kennen die „vaterländischen" Kreise, die Geldgeber des „Consuls" Ehrhardt, die auf die Katastrophe spekulieren: die Zah-

Protest gegen den Mord im Berliner Lustgarten: Solidarität mit einer Politik der Vernunft.

MMANDO

Die einstige Passage Unter den Linden

lungen verweigern, Sanktionen der Sieger provozieren, Hungerrevolten in den großen Städten auslösen, die Arbeiterbewegung ersticken und die eigene Militärdiktatur aufrichten.

Und die Träume dieser unbelehrbaren Abenteurer fliegen über die Grenzen: im Osten „aufräumen", die Revolution rückgängig machen, die Sowjetmacht erwürgen – und sei es als Söldner unter fremder Flagge. Rathenau dagegen unterschreibt zu Ostern 1922, wenige Wochen vor seinem Tod, im Seebad Rapallo bei Genua einen Vertrag mit Sowjetrußland, der eine erste Lücke in die politische und wirtschaftliche Isolierung beider Länder reißt. „Rußland", hat Rathenau gesagt, „lebt unter einem Wirtschaftssystem, das sich von unserem unterscheidet. Wir haben dieses Wirtschaftssystem nicht zu kritisieren... Wir haben unseren Frieden geschlossen nicht mit einem System, sondern mit einem Volk, und wir haben ihn geschlossen durch die Menschen, die in diesem Augenblick dieses Volk vertreten... Wir werden uns ihnen weder verschließen noch aufdrängen, sondern wir werden sie nach ihrer Fasson selig werden lassen." Ein eigenwilliges, aber unmißverständliches Bekenntnis zu friedlichem Nebeneinander.

So also kam man auf die schwarze Liste. Als die Schüsse in der Königsallee gefallen sind, bemüht sich eine Krankenschwester, die zufällig des Weges kommt, um den Schwerverletzten. Rathenau schlägt noch einmal die Augen auf, dann ist es zu Ende. Kern und Fischer fliehen und verstecken sich in der Burgruine Saaleck bei Naumburg. Kern wird im Schußwechsel mit der Polizei getötet. Fischer erschießt sich selbst. Der „Consul" Ehrhardt unterstellt seine Truppe 1933 der SS des Heinrich Himmler.

Fotos: Archiv

Das Wort, das die Stille durchbricht...

Der alte Streit, ob Worte Wirklichkeit verändern helfen oder nicht, mochte begraben sein, als Schriftsteller aus Ost und West jüngst an einem Ort zusammentrafen, wo ehemals vor über fünfzig Jahren Bücher brannten. Es gibt ja Worte für den Tag, die man schon bald vergißt, manche aber wirken tief und beeinflussen unser Denken und unser Handeln, Worte, die einsickern in unser Bewußtsein, die man auch nicht oft genug ins Gedächtnis rufen kann. Wären die Meister des Wortes denn aus allen Himmelsrichtungen in das 750jährige Berlin gekommen, auf diesen geschichtsträchtigen Opernplatz, der heute den Namen Bebels trägt, wenn sie auch nur den geringsten Zweifel gehabt hätten, ob man mit Worten etwas ausrichten könne? Sie kamen ja mit dem Wissen hierher, daß die Worte antifaschistischer Dichter und Schriftsteller nicht verbrannt waren damals, daß der Geist der Menschlichkeit, der aus ihnen sprach, sich trotz Tod und Vernichtung nicht in Rauch aufgelöst hatte, dank eines ganz realen Widerstandes, eines opferreichen Kampfes gegen Krieg und Barbarei. Zwei Weltkriege wurden hier, im Umfeld dieses Platzes, vorbereitet und angezettelt. Aber die Brandfackel, die der deutsche Imperialismus in die Welt trug, kehrte an ihren Ursprung zurück.

Aus der großen Schar der Schriftsteller, die sich da mehr als vierzig Jahre nach dem Höllensturz des Faschismus in Berlin versammelten, sind uns zwei besonders deutlich in Erinnerung geblieben, zwei aus einander damals verfeindeten Ländern. Heinz Kamnitzer, im 3. Jahr des ersten Weltkrieges in Berlin geboren, sprach auf diesem internationalen Schriftstellerforum 1987 davon, daß Berlin auch in der parlamentarischen Demokratie der Weimarer Republik zwischen den beiden welterschütternden Kriegen keineswegs ein Hort des Friedens war. „Die Reichskanzler", so sagte er, „die sich in dieser Weimarer Republik ablösten, nahmen alle Kurs auf Revision der Grenzen und stützten sich auf die Streitkräfte der Reichswehr, die dann zur Wehrmacht wurde und marschierte, bis alles in Scherben fiel..." Er könne nicht vergessen, wie wenig jedoch das zu dieser Zeit florierende Geistesleben, Kunst und Literatur ausreichten, um die Katastrophe aufzuhalten. Deshalb wäre ihm der Charakter der Macht wichtiger geworden, als die Kompetenz der Kultur im öffentlichen Leben. „Und schon deshalb empfinde ich es als Segen, daß sich heute in Berlin zum ersten Mal die Hauptstadt eines deutschen Staates befindet, vor dem kein Nachbar sich fürchtet..."

Mykolas Sluckis aus Litauen war noch ein Junge, als die Nazi-Soldateska 1941 in sein Land einfiel. Er erlebte das Grauen des Krieges zu-

Das zufällige Glück

Wir schreiben den 18. Mai 1942. Mutig versuchen Mitglieder der Widerstandsgruppe Herbert Baum, die faschistische Propagandaschau „Das Sowjetparadies“ in Berlin anzuzünden. Sie wollten ein Zeichen setzen. Und sie haben eins gesetzt. Aber der Preis war hoch. Er kostete viele das Leben. Zu den jungen Berliner Antifaschisten um Herbert Baum gehörte auch Gerhard Zadek. Er lebt heute in Berlin. FREIE WELT besuchte ihn aus Anlaß der 45. Wiederkehr des Tages.

Wer den heutigen Tag verstehen will, so schrieb vor über hundert Jahren sinngemäß der große Heinrich Heine, der muß den gestrigen erforschen. Denn nicht immer und nicht sofort ist auf den ersten Blick erkennbar, was heute geschieht. Was aber gestern war und vorgestern, liegt offen zutage wie ein großes, aufgeschlagenes Buch.

In einer Beziehung ist der Marxist Gerhard Zadek fast gläubig. „Glück und Zufall“, so erklärt er, „haben in meinem Leben stets eine große Rolle gespielt.“ Er sagt diesen Satz wie ein Ausrufezeichen. Dann, nach einer Weile, setzt er verschmitzt hinzu: „Verlassen allerdings habe ich mich darauf nie.“

Aha! Er hat also doch schon mal versucht, klammheimlich an seinem Glück zu drehen. Aber das ist natürlich kein Zufall. Wohl eher die Summe aus Weisheit und Lebenserfahrung.

Gerhard Zadek, mittelgroß, schlank und drahtig, dunkles Haar mit einem Anflug von Grau, ist 1919 in Berlin geboren. In der Nähe des Alexanderplatzes. Eine wilde Gegend damals, grau und häßlich. Vollgestopft mit Mietskasernen, Kneipen, Kaufhäusern, Kirchen, Synagogen... Mittendrin in diesem Viertel: der rote Ziegelbau des Polizeipräsidiums. Mit Gefängnis und Kaserne. Wahrlich, hier konnte ein Arbeiterjunge seine Lebenserfahrungen sammeln.

„Gewöhnlich trieb ich mich nach der Schule am Alex herum“, erzählt Gerhard Zadek. „Wir waren eine Clique Gleichaltriger, gehörten zum bekannten jüdischen Sportverein ‚Makabi‘ und erlernten die hohe Kunst des Ringens. Auch eine Art von Lebenstraining. Unser Spielplatz war die Straße. Die machten wir unsicher, und ich muß gestehen: Wir hatten allerlei Dummheiten im Kopf. Manchmal denke ich noch heute: Wer weiß, was aus dir geworden wäre, wäre da nicht eines Tages ein junger Mann gekommen: Herbert Baum. Reiner Zufall. Und natürlich ein großes Glück.“

Elf Jahre alt war Gerhard Zadek, als ihm dieses zufällige Glück widerfuhr. Die Bekanntschaft mit dem 17jährigen Herbert Baum sollte sein Leben von nun an bestimmen.

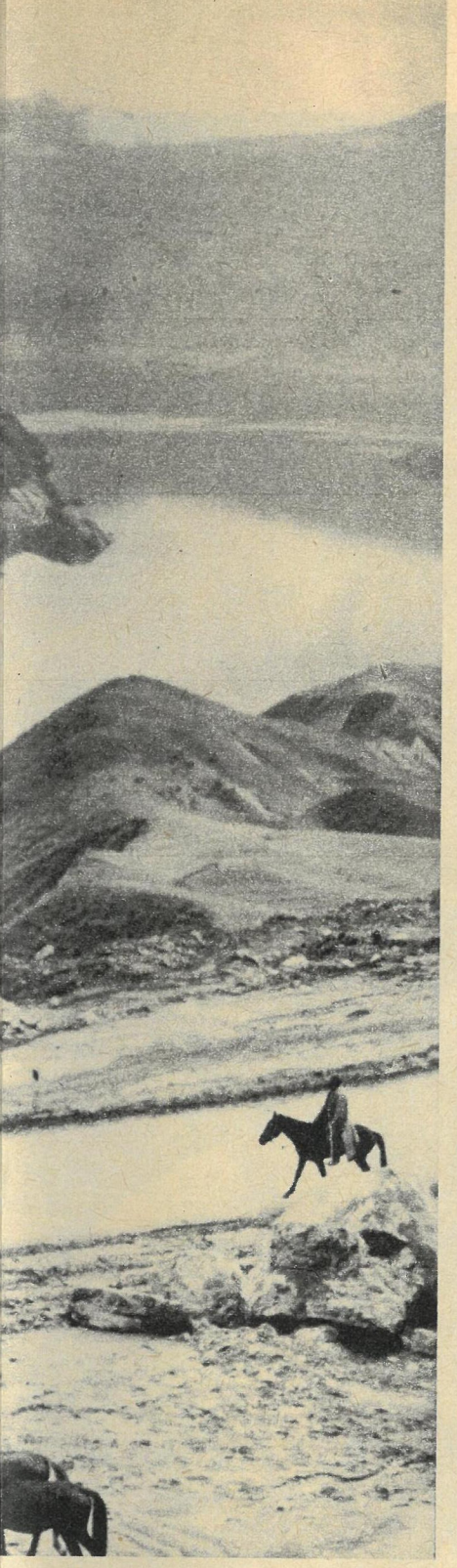
Eine neue Welt tat sich ihm auf. Gerhard Zadek wurde Mitglied der „Roten Pfadfinder“. Durch den Jungkommunisten Herbert Baum lernte er Bücher kennen und eine Wissenschaft, die er kaum verstand, und ein Land, das weit weg war und ihm doch schließlich nah: die Sowjetunion. Und er wurde älter, zwölf Jahre, dreizehn, und die Neugier wuchs. Und sein Wissen. Und die Überzeugung.

Dann kam das Jahr 1933. Gerhard Zadek erzählt: „Ich war vierzehn, als wir in die Illegalität gehen mußten. 1934 begann ich mit der Lehre. Während meine Mutter gern gesehen hätte, daß ihr einziger Sohn etwas ‚Besseres‘ wird, Rechtsanwalt vielleicht oder Zahnarzt, begann ich – angeregt von Herbert Baum – mit einer Lehre als Werkzeugmacher. Für uns war die Von-Mund-zu-Mund-Propaganda eine der wichtigsten politischen Aktivitäten. Wer dabei nicht vorsichtig war, konnte schnell bei der Polizei landen. Und tatsächlich wurde ich eines Tages erwischt. Von meinem Meister. Der war zwar Funktionär der faschistischen Arbeitsfront, aber er war mir auch sehr zugetan. So bekam ich nur eine gehörige Tracht Prügel und die Bemerkung mit auf den Weg: „Ich möchte dir nicht umsonst drei Jahre meine handwerklichen Tricks beigebracht haben.“

Das erste Jahr der faschistischen Machtergreifung war für die Widerstandsgruppe Herbert Baum ein Jahr des Umlernens. Auf dem Lehrplan stand ein notwendiges Fach: Regeln der Konspiration. Die jungen Berliner Antifaschisten verteilten in aller Stille Flugblätter, sammelten verschwiegen Geld für die „Rote Hilfe“, organisierten den Aufbau kleiner Gruppen, sogenannter Zellen, in Essen, Bremen, Bremerhaven und Hamburg. Alles keine spektakulären Aktionen, aber für jeden von ihnen persönlich mit großen Gefahren verbunden.

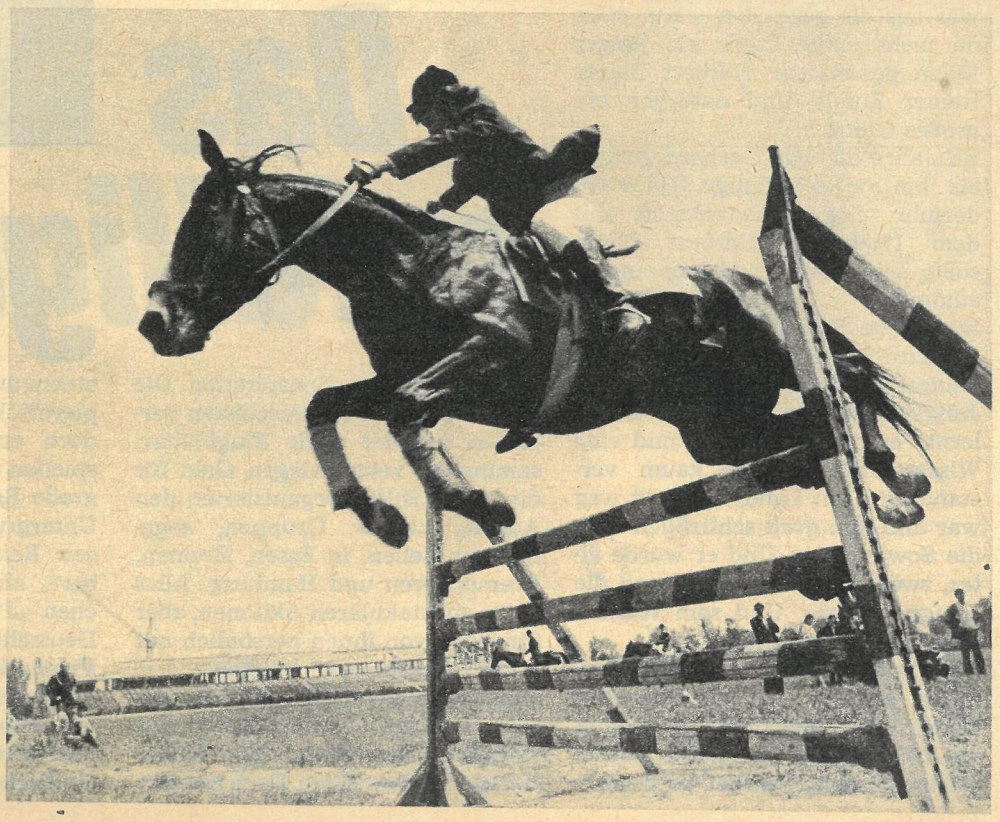
Dann kam das Jahr 1939. Die Gestapo war auf Gerhard Zadek aufmerksam geworden. Er mußte Deutschland verlassen. Doch wer gibt einem Juden schon die nötigen Papiere?! Wie hatte Gerhard Zadek doch erklärt: „Glück und Zufall spielten in meinem Leben stets eine große Rolle.“ – Nach Monaten im Untergrund besorgten ihm Genossen Reisedokumente, legale, saubere, ohne das verräterische Zeichen „J“. Er erhielt das letzte in Deutschland ausgestellte englische Visum. Und er erwischte, da waren die faschistischen Truppen schon auf dem Marsch nach Polen, den letzten offiziellen Zug über die holländische Grenze...

Von 1939 bis 1947 lebte Gerhard Zadek in England. Emigration. „Dort“, so erzählt er, „haben wir von der mutigen Tat der Gruppe Herbert Baum erfahren. Wie wir heute wissen, sollte der Brand in der faschistischen Hetzschau schon am Sonntag gelegt werden. Doch man kehrte unverrichteterdinge zurück. Die Ausstellung war zu überlaufen, das Gedränge zu groß. So beschlossen die Genossen, es am Montag noch einmal zu versuchen. Am 18. Mai befanden sich nicht ganz so viele Besucher im Pavillon.

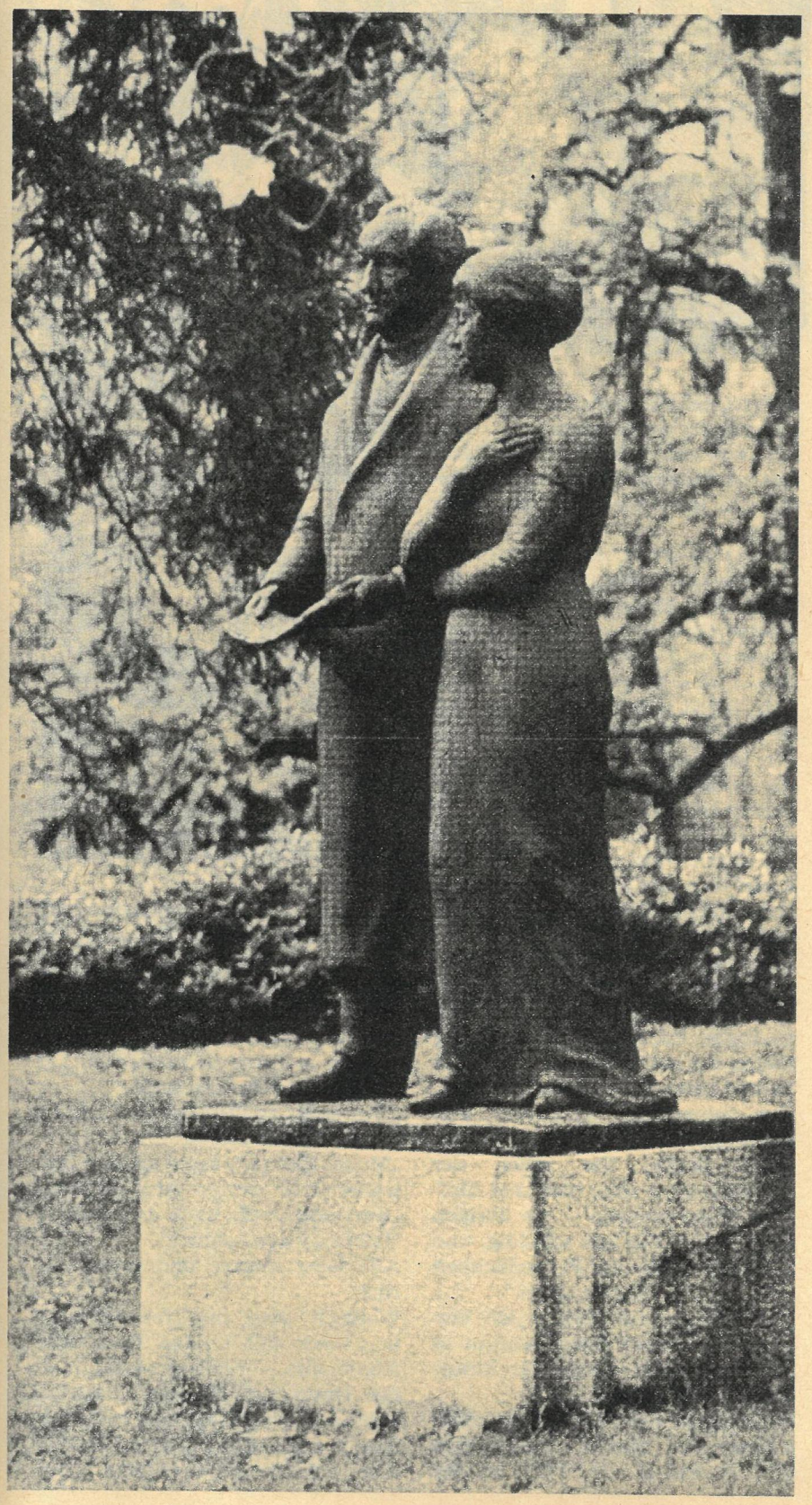


In den Sattel, Tadshik!

Etwa 100 Gestüte in der UdSSR betreuen, genau gezählt, fünfzig verschiedene Pferderassen – Tadshikistan ist die Wiege der einundfünfzigsten.



oder Exzellenz an, insgeheim nennt sie ihn Großväterchen. Ein Jahr darauf ist der Geheime Rat wiederum in Marienbad zu Gast bei Brösigkes. Da umwirbt er bereits das schöne Kind mit der Leidenschaft eines Jünglings. Sie erfrischt und beflügelt seine Phantasie. Aber schon kursieren die ersten eilfertigen Briefe mit Andeutungen und unverhohlenem Befremden. Das „Verbrechen", im achten Jahrzehnt des Lebens noch lieben zu wollen, sich gar mit Heiratsabsichten zu tragen, wird ruchbar. Sohn August ist rein aus dem Häuschen... Eine so junge Stiefmutter, eine Erbschleicherin im Hause?... In Weimar braut sich was zusammen. Doch zusehends erholt sich der Dichter von Altersbeschwerden und Mißstimmungen, die ihm die spießige weimaranische Gesellschaft, nicht zuletzt die eigene Familie verursacht. Während die räumliche Entfernung von zu Haus der Fama neue Nahrung gibt, geht Deutschlands Dichterfürst im Marienbader Kurpark spazieren. Niemals allein: ein Prämonstratenserpriester aus dem nahen Kloster Teplá begleitet ihn, der Prager Professor Höger oder – das Fräulein von Levetzow. Sie umschwärmt und unterhält ihn mit Gesang und launigem Geplauder. Keineswegs vergißt er darüber, zu mineralogisieren und botanisieren. Auf seinen Spaziergängen ist der Mineralogenhammer immer zur Hand. Naturkundler und Sammler werden von ihm angezogen. Mit manch einem von ihnen korrespondiert er lebhaft oder pflegt persönliches vertrauliches Gespräch. Zu seinen böhmischen Freunden zählen der Graf Kaspar von Sternberk, der Kunstsammler Karl Hus, die Porzellanmacher Gebrüder Haidinger in Loket. Doch sein Umgang mit tschechischen Schriftstellern, Künstlern, Wissenschaftlern, seine eigenen botanischen und mineralogischen Forschungen, auch seine Beschäftigung mit der tschechischen Sprache – er verfaßte in Marienbad ein kleines deutsch-tschechisches Wörterbuch –, all das tritt in den Hintergrund des öffentlichen Interesses, sobald der berühmte Dichter an der Seite seiner „Muse" erscheint. So hat das Paar auch der DDR-Bildhauer Heinrich Drake in einer Plastik dargestellt, die heute an der Waldquelle in Mariánské Lázně steht. Mit Sicherheit hat das sächsische Fräulein, aus Leipzig stammend, nie daran gedacht, daß es auf diese Weise in die Literaturgeschichte eingehen würde, die Mutter aber sieht's, und das nicht ungern. Die Klatschbasen von Weimar freilich dichten ihr handfeste kupplerische Absichten an, Madame von Levetzow straft sie Lügen. Daß Ulrike die ihr vom weimaranischen Staatsminister angetragene Jahreswitwenrente von 2000 Talern, nicht gerechnet die Tantiemen und Autorenrechte, schließlich doch ausschlug, daran hat die Frau Mama keinen geringen Anteil.



Im Juni 1822 jedoch ist alles noch im Gange. Da steigt der alte Herr noch den steilen Panoramaweg hinauf, um mit der jungen Angebeteten den Blick über das malerische Marienbad zu genießen. Auch mineralogisiert und botanisiert er im Tal der Ohře bei Loket, bewundert von Ulrike, die nicht ganz begreift, was der so lebendige Dichter an toten Steinen Gefallen findet.

Sie schaut ihm beim Zeichnen der Burg Loket über die Schulter, schwebt ihm voran in den engen Gassen der mittelalterlichen Stadt, deren Häuser nicht selten noch ihren gotischen Kern bewahrt haben. Die Brüder Haidinger laden das ungleiche Paar ein, ihre Manufaktur und die kostbare Porzellansammlung zu besichtigen. Während der an allem Anteil nehmende, vielseitig interessierte Geist mit seinen Gastgebern über neue Kaolin- und Quarzvorkommen in der Umgebung der Stadt fachsimpelt, langweilt sich das Fräulein ein wenig.

Als sie Abschied voneinander nehmen, ist das Eigentliche ungewiß. Viel wurde von Gefühlen gesprochen, nie von bestimmten Lebensplänen. Der Dichter vergißt gern die Wirklichkeiten vor den Möglichkeiten, er möchte sich die Türen offenhalten. Die Weisheit seines Alters allerdings enthüllt ihm jene fünfundfünfzig Jahre, welche ihn von Ulrike trennen. Immerhin hat sie nicht nein gesagt, vielleicht nur vielleicht. Wer kann es wissen? Was bleibt jedenfalls, ist die Hoffnung des Wiedersehens im nächsten Jahr. Es kommt der Winter, der Sonntag, der 23. Februar 1823. Da geht es ihm schlecht, sehr schlecht. Dr. Rehbein hat eine Herzbeutelentzündung festgestellt. „Der Tod steht in allen Ecken um mich herum", klagt Goethe seinem Sohn August. Und den Dr. Huschken, der ihn zur Ader läßt, erschreckt er mit den Worten: „Ich bin verloren!"

„Nachmittags um 5 Uhr hat sein Geist diese Welt verlassen", heißt es in einem Brief. Eine Todesnachricht, die sofort von der „guten Natur" des Betroffenen widerlegt wird. Schon am 14. März arbeitet er wieder an seiner „Morphologie", macht Pläne und ärgert sich mit den Leuten herum, wie mit dem Herrn Pustkuchen, der eine eigene Variante von „Wilhelm Meisters Wanderjahre" verbrochen hat. Ganz Weimar indessen leidet unentwegt mit, hebt ihn in den Olymp oder nimmt übel. Da ist es schon besser, man geht nach Böhmen. Da wird man erwartet. Es ist Anfang August, und in Karlsbad, in Marienbad oder anderswo lebt man im Frühling. „Man spricht hier viel von zwei Fräulein von Levetzow", schreibt Karoline von Humboldt aus Karlsbad an ihren Mann, „sie hängen immer an seinen Armen. Man sagte vorige Woche sogar, er hätte die älteste geheiratet." Wie die Todesnachricht eine Falschmeldung, denn das Fräulein Ulrike, so plaudert die Großmama Brösigke aus, habe den Antrag Goethes sanft, aber festen Gemütes, nicht ohne Bedauern, zurückgewiesen mit der Begründung, der Altersunterschied sei denn doch zu groß. Weisheit der Jugend? Der lebenserfahrene große alte Mann muß sie akzeptieren.

Am 28. August 1823 sind die Levetzows auf der Gartenterrasse des Gasthofes „Zum weißen Roß" um den Dichter versammelt. Man feiert den 74. Geburtstag Goethes und zugleich Abschied. Was die Liebe ihm kurzzeitig raubte, bringt der Schmerz ihm zurück: den Verstand. Er hat etwas sehr Teures verloren, doch gibt er sich selbst nicht verloren, wie noch vor Monaten, als das Herz nicht mehr wollte. Er werde über „seinen Hang" zu ihr hinauskommen, sagt er, aber es werde ihm noch viel zu schaffen machen. Er hat noch neun Jahre Zeit, seinen „Faust" zu vollenden. Als ihn im November 1823 Wilhelm von Humboldt am Frauenplan besucht, gibt Goethe dem Freund die Abschrift eines Gedichtes zur Hand, die einzige, die noch niemand sonst gelesen habe: „Die Marienbader Elegie". Und Humboldt bekennt, daß ihm nie etwas Schöneres vor Augen gekommen. Es war ihm klar, daß es die Frucht des Marienbader Erlebnisses gewesen sei. „Die ‚Elegie'", schreibt er an seine Frau, „behandelt nichts als die alltäglichen und tausendmal besungenen Gefühle der Nähe der Geliebten und des Schmerzes des Scheidens... in einer so hohen, so zarten, so wahrhaft ätherischen und wieder so leidenschaftlich rührenden Weise, daß man schwer dafür Worte findet..."

Mit der Trennung von Ulrike von Levetzow verabschiedet sich der Dichter auch von seinem „geliebten Böhmen". Im „Weißen Roß" von Loket sahen wir für einen Augenblick das Gesicht des Fräuleins, das den Mut und den Charakter hatte, ihr Lebensglück nicht dem Ehrgeiz zu opfern, die Frau eines berühmten Mannes zu sein. Ulrike, die übrigens das stattliche Alter von 95 Jahren erreichte, starb, von der Welt unbeachtet, im nordböhmischen Třebirlice. Als man sie kurz vor ihrem Tode 1899 nach Goethe fragte, soll sie lächelnd erwidert haben: „Ja, ja, da war irgend etwas zwischen uns..." *Helmut Zemke*

Fotos: Archiv

Die Novelle „Der Fatalist" ist Bestandteil des Romans „Ein Held unserer Zeit" von Michail Lermontow (1814–1841), den eine tiefe psychologische Durchleuchtung der handelnden Personen auszeichnet, die auch die verborgensten Winkel der menschlichen Seele nicht scheut. Wir erleben ein letztes Aufbäumen des an der Gesellschaft gescheiterten, bis zur Selbstaufgabe verletzten Helden Petschorin, der seinen verlorenen Glauben an das Gute im Menschen mit Spielen der Macht über andere kompensiert. Lermontow hat sowohl mit seiner romantischen Dichtung als auch mit der Widerspiegelung der geistigen Auseinandersetzungen seiner Zeit bis heute nicht an Anziehungskraft verloren. Roland Opitz stellte für den Verlag Rütten & Loening eine zweibändige Lermontow-Ausgabe zusammen.

Ich verbrachte einmal zufällig zwei Wochen in einer Kosakenstaniza am linken Flügel; dort lag auch ein Infanteriebataillon; die Offiziere trafen sich abwechselnd einer beim anderen, abends wurde Karten gespielt.

Einmal, als wir des Bostons überdrüssig geworden waren und die Karten unter den Tisch geworfen hatten, saßen wir sehr lange bei Major S...; die Unterhaltung war entgegen der Gewohnheit recht kurzweilig. Wir sprachen darüber, daß der mohammedanische Glaube, das Schicksal eines Menschen stehe in den Sternen, auch bei uns Christen viele Anhänger finde; jeder erzählte ungewöhnliche Begebenheiten pro oder contra.

„All das beweist nichts, meine Herren", sagte ein alter Major, „es war doch keiner von Ihnen Zeuge solcher seltsamen Begebenheiten, mit denen Sie Ihre Auffassungen zu stützen suchen..."

„Natürlich nicht!" sagten viele. „Aber wir haben von zuverlässigen Leuten erfahren..."

„All das ist Unsinn!" sagte jemand. „Wo sind diese zuverlässigen Leute, die eine Liste gesehen haben, auf der unsere Todesstunde eingetragen ist? Und wenn es tatsächlich eine Vorherbestimmung gibt, wozu sind uns dann Wille und Vernunft gegeben? Warum müssen wir über unsere Handlungen Rechenschaft ablegen?"

In diesem Augenblick stand ein Offizier auf, der bis dahin in einer Ecke des Zimmers gesessen hatte; er trat langsam an den Tisch und umfing alle mit einem ruhigen und feierlichen Blick. Er war ein gebürtiger Serbe, wie schon sein Name erkennen ließ.

Das Äußere des Leutnants Wulitsch entsprach völlig seinem Charakter. Seine hohe Gestalt und seine braune Gesichtsfarbe, sein schwarzes Haar, die durchdringenden schwarzen Augen, die große, aber gerade Nase, eine Eigenart seiner Nation, das traurige und kalte Lächeln, das ewig seine Lippen umspielte – all das schien dazu beizutragen, ihm das Aussehen eines besonderen Menschen zu verleihen, der unfähig ist, die Gedanken und Leidenschaften derjenigen zu teilen, die ihm das Schicksal als Gefährten beigesellte.

Er war tapfer, sprach wenig, aber schroff; niemandem vertraute er seine seelischen oder familiären Geheimnisse an; Wein trank er fast gar nicht, und den jungen Kosakinnen, deren Reize schwerlich zu verstehen sind, wenn man sie nicht gesehen hat, lief er niemals nach. Es hieß jedoch, der Frau des Obersten wären seine ausdrucksvollen Augen nicht gleichgültig; aber er wurde ernstlich böse, wenn man darauf anspielte.

Es gab nur eine einzige Leidenschaft, die er nicht verheimlichte, die Leidenschaft des Spiels. Am grünen Tisch vergaß er alles, und gewöhnlich verlor er; aber die ständigen Mißerfolge reizten nur seinen Trotz. Man erzählte sich, daß er einmal während einer Expedition nachts auf einem Kissen Bank gehalten habe; das sei ihm teuer zu stehen gekommen. Plötzlich krachten Schüsse, es wurde Alarm geschlagen. Alle sprangen auf und stürzten zu den Waffen. „Spiel, va banque!" rief Wulitsch, ohne aufzustehen, einem der hitzigsten Pointeure zu. – „Auf die Sieben", antwortete dieser, enteilend. Trotz des allgemeinen Durcheinanders spielte Wulitsch die Runde zu Ende. Die Sieben gewann.

Als er die Feuerlinie erreichte, wurde dort schon heftig geschossen. Wulitsch kümmerte sich weder um die Kugeln noch um die Säbel der Tscherkessen – er suchte seinen glücklichen Pointeur.

„Die Sieben hat gewonnen!" rief er, als er ihn endlich in der Schützenkette entdeckt hatte, die den Feind aus dem Gehölz hinausdrängte, und während er sich ihm näherte, zog er seinen Beutel und seine Brieftasche hervor und übergab beides dem Glücklichen, obwohl dieser sich entrüstet sträubte, in diesem unpassenden Augenblick das Geld anzunehmen. Nachdem Wulitsch diese unangenehme Pflicht erfüllt hatte, stürmte er vorwärts, riß die Soldaten mit sich und stand bis zum Ende des Gefechts äußerst kaltblütig im Feuerwechsel mit den Tschetschenzen.

Als Leutnant Wulitsch an den Tisch trat, verstummten alle und erwarteten von ihm eine originelle Äußerung.

„Meine Herren", sagte er (seine Stimme war ruhig, wenngleich im Ton etwas tiefer als gewöhnlich), „meine Herren, wozu die sinnlosen Streitereien? Sie wünschen Beweise. Ich schlage Ihnen vor, es an sich selbst zu erproben, ob ein Mensch frei über sein Leben verfügen kann oder ob jedem von uns die Schicksalsstunde vorherbestimmt ist... Wer möchte?"

„Ich nicht... ich nicht!" erscholl es von allen Seiten. „So ein komischer Kauz! Was ihm alles einfällt..."

„Ich schlage eine Wette vor", sagte ich scherzend.

„Und zwar?"

„Ich behaupte, es gibt keine Vorherbestimmung", sagte ich und schüttete dabei an die zwanzig Tscherwonzen, alles, was ich in der Tasche hatte, auf den Tisch.

„Ich nehme an", antwortete Wulitsch mit dumpfer Stimme.

„Herr Major, Sie sollen der Schiedsrichter sein; hier sind fünfzehn Tscherwonzen – die übrigen fünf bleiben Sie mir schuldig, und Sie werden mir die Freundlichkeit erweisen, sie hinzuzulegen."

„Gut", sagte der Major, „ich verstehe bloß nicht recht, worum es geht... und wie Sie die Streitfrage klären wollen..."

Wulitsch ging wortlos in das Schlafzimmer des Majors. Wir folgten ihm. Er trat an die Wand, an der die Waffen hingen, und nahm aufs Geratewohl eine der Pistolen verschiedenen Kalibers vom Nagel; wir verstanden ihn noch nicht; aber als er den Hahn spannte und Pulver auf die Pfanne schüttete, schrien mehrere unwillkürlich auf und packten ihn am Arm.

„Was willst du tun? Hör mal, das ist Wahnsinn!" riefen sie.

„Meine Herren", sagte er langsam, während er seinen Arm befreite, „wer möchte für mich die zwanzig Tscherwonzen zahlen?"

Alle verstummten und traten zurück.

Wulitsch ging ins Nebenzimmer und setzte sich an den Tisch. Alle folgten ihm – er forderte uns mit einer Geste auf, ringsum Platz zu nehmen. Stumm gehorchten wir ihm; in diesem Augenblick besaß er eine geheimnisvolle Macht über

Illustration: Klaus Müller

Der Fatalist

Michail Lermontow

uns. Ich sah ihm unverwandt in die Augen; aber er begegnete meinem forschenden Blick mit einem ruhigen und unbeweglichen, und seine bleichen Lippen lächelten. Trotz seiner Kaltblütigkeit glaubte ich auf seiner bleichen Stirn das Siegel des Todes zu erkennen; ich habe beobachtet, und viele alte Krieger haben meine Beobachtung bestätigt, daß oft das Gesicht eines Menschen, der einige Stunden später sterben muß, von dem unvermeidlichen Schicksal seltsam gezeichnet ist, so daß sich das geübte Auge schwerlich täuschen kann.

„Sie werden heute sterben", sagte ich zu ihm. Er drehte sich jäh zu mir um, antwortete aber langsam und gelassen: „Kann sein, kann auch nicht sein..."

Dann fragte er, an den Major gewandt, ob die Pistole geladen sei. Der Major konnte sich vor Aufregung nicht mehr besinnen.

„Schluß jetzt, Wulitsch!" rief jemand. „Sicher ist sie geladen, wenn sie am Kopfende hing... Was sollen die Scherze?"

„Ein dummer Scherz", warf ein anderer ein.

„Ich wette fünfzig Rubel gegen fünf, daß die Pistole nicht geladen ist!" rief ein dritter.

Neue Wetten wurden abgeschlossen.

Mich verdroß diese lange Zeremonie.

„Hören Sie", sagte ich, „entweder Sie erschießen sich, oder Sie hängen die Pistole an ihren alten Platz, und wir gehen schlafen."

„Ganz recht", riefen viele, „gehen wir schlafen."

„Meine Herren, ich bitte Sie, sich nicht von der Stelle zu rühren", sagte Wulitsch und richtete dabei die Mündung der Pistole auf seine Stirn. Alle waren wie versteinert.

„Herr Petschorin", fügte er hinzu, „nehmen Sie eine Karte und werfen Sie sie in die Luft!"

Ich nahm, wie ich mich heute entsinne, ein Cœur-As vom Tisch und warf es hoch. Allen stockte der Atem. Aller Augen eilten voller Entsetzen und unbestimmter Neugier von der Pistole zu dem verhängnisvollen As, das, in der Luft leise schaukelnd, langsam zu Boden sank; im selben Augenblick, als es den Tisch berührte, drückte Wulitsch ab... Ein Versager!

„Gott sei Dank", riefen viele, „sie ist nicht geladen..."

„Das werden wir sehen", sagte Wulitsch. Er spannte abermals den Hahn und zielte auf eine Mütze, die über dem Fenster hing. Der Schuß krachte, Rauch füllte das Zimmer! Als er sich verzogen hatte, nahm einer die Mütze ab; sie war genau in der Mitte durchschossen, und die Kugel steckte tief in der Wand.

Drei Minuten lang brachte keiner ein Wort über die Lippen. Wulitsch schüttete ungerührt meine Tscherwonzen in seinen Beutel.

Nun wurden Vermutungen darüber angestellt, warum der Schuß beim erstenmal nicht losgegangen sei; die einen behaupteten, die Pfanne sei verstaubt, die anderen flüsterten, das Pulver sei im Anfang zu feucht gewesen und Wulitsch habe hinterher frisches zugeschüttet; aber ich erklärte, daß die letztere Vermutung ungerechtfertigt sei, weil ich die Pistole die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen hätte.

„Sie haben Glück in diesem Spiel", sagte ich zu Wulitsch.

„Zum erstenmal in meinem Leben", antwortete er mit einem selbstgefälligen Lächeln, „das taugt mehr als Bank halten und Karten spielen."

„Dafür ist es etwas gefährlicher."

„Glauben Sie nun an die Vorherbestimmung?"

„Ja, ich glaube daran... nur verstehe ich jetzt nicht, wieso mir schien, daß Sie heute unbedingt sterben müßten."

Derselbe Mensch, der wenige Augenblicke zuvor ungerührt auf seine Stirn gezielt hatte, wurde plötzlich über und über rot und verlor die Fassung.

„Es genügt", sagte er und stand auf, „unsere Wette ist entschieden, und Ihre Äußerungen scheinen mir jetzt unpassend..." Er nahm seine Mütze und ging. Das kam mir merkwürdig vor, und nicht ohne Grund!

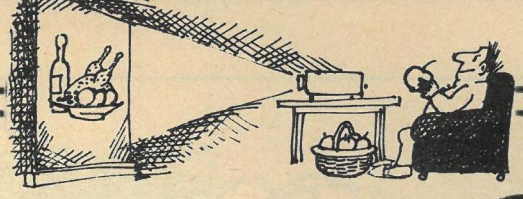
Bald darauf begaben sich alle nach Hause, dabei äußerte man noch dies und das über Wulitschs kuriose Einfälle, und alle nannten mich wohl einstimmig einen Egoisten, weil ich mit einem Menschen gewettet hatte, der sich erschießen wollte; als hätte er ohne mein Zutun keine entsprechende Gelegenheit gefunden!

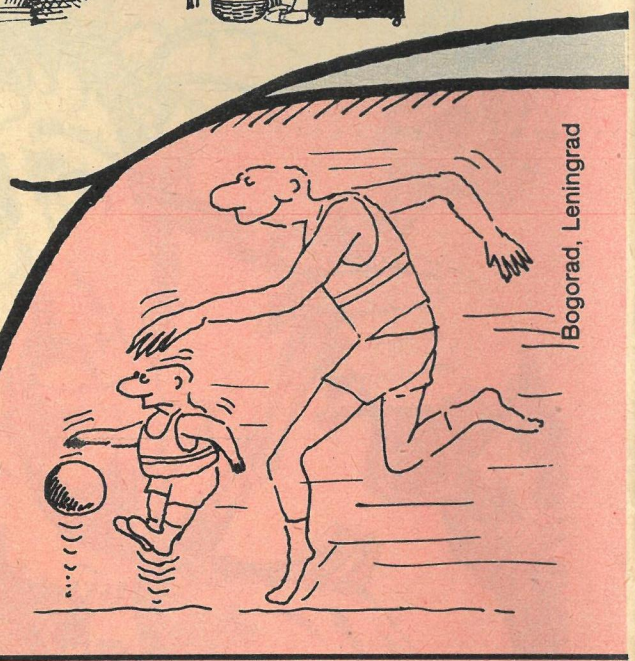
Ich ging durch die menschenleeren Gassen der Staniza nach Hause zurück; voll und schön wie der Widerschein einer Feuersbrunst ging hinter dem gezackten Horizont der Häuser der Mond auf; die Sterne leuchteten ruhig an dem dunkelblauen Himmelsgewölbe, und ich mußte lachen, als ich daran dachte, daß es einst äußerst kluge Menschen gegeben hat, die wähnten, die himmlischen Gestirne nähmen Anteil an unseren nichtigen Streitigkeiten um einen Fetzen Land oder eingebildete Rechte! Und wie sieht es wirklich aus? Diese Lämpchen, die ihrer Meinung nach nur entzündet wurden, um ihre Schlachten und Siege zu bescheinen, erstrahlen im früheren Glanz, aber die Leidenschaften und Hoffnungen jener Menschen sind längst mit ihren Trägern erloschen, wie das kleine Feuer, das der sorglose Wanderer am Waldrand entfacht hat. Was für eine Willenskraft gab ihnen jedoch die Überzeugung, daß der ganze Himmel mit seinen zahllosen Bewohnern sie voll stummer, doch unwandelbarer Anteilnahme betrachte! Aber wir, ihre erbärmlichen Nachfahren, die wir auf der Erde umherirren, ohne Überzeugungen und Stolz, ohne Genuß und Furcht – außer jener unwillkürlichen Angst, die das Herz bei dem Gedanken an das unvermeidliche Ende ergreift –, wir sind großer Opfer nicht mehr fähig, weder zum Wohle der Menschheit noch zu unserem eigenen Glück, weil wir wissen, daß es unmöglich ist, und gleichgültig schreiten wir von Zweifel zu Zweifel, verfallen wir wie unsere Vorfahren von einem Irrtum in den anderen, ohne daß uns gleich ihnen die Hoffnung oder wenigstens jener unbestimmbare, obgleich wahre Genuß zuteil wird, den die Seele in jedem Kampf mit den Menschen oder mit dem Schicksal empfindet.

Viele Gedanken dieser Art erwog ich; ich hielt sie nicht fest, da ich bei keinem abstrakten Gedanken verweilen mag. Und wozu soll das führen? In meiner frühesten Jugend war ich ein Träumer; ich

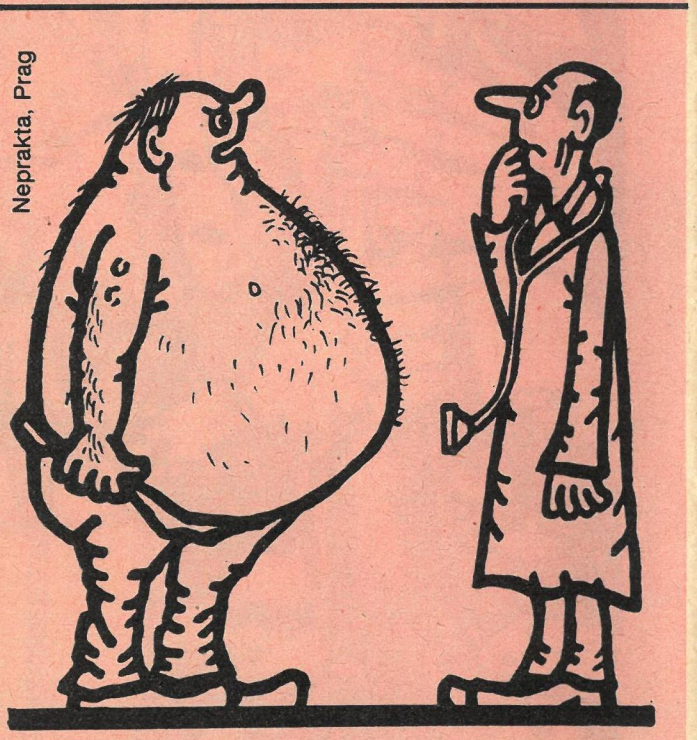
Fortsetzung auf Seite 41

Ly Truc Dung, Hanoi



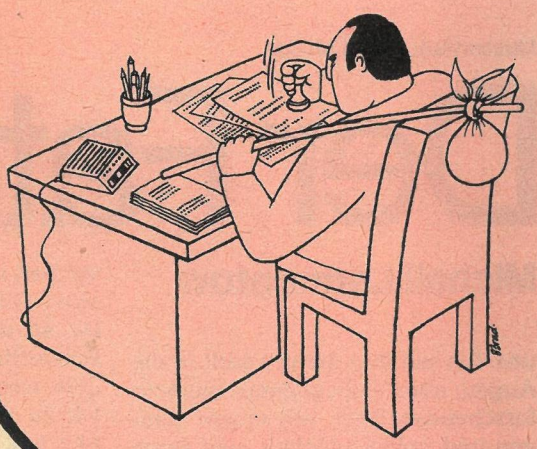


Bogorad, Leningrad



Neprakta, Prag

„So, ich simuliere also! Und wie erklären Sie sich meinen Bauch, Herr Doktor?"



Radev, Sofia

Anatoli Rass

Vorstudium

Ich hatte die Schule hinter mir und ein mißglücktes Aufnahmeexamen am Medizinischen Institut. Was nun? Mißmutig trabte ich durch die Straßen, als mir ein handgeschriebenes Plakat ins Auge fiel, das an einem Zaun befestigt war: „Vorbereitungskurse für Studienbewerber aller Fachrichtungen!" stand da zu lesen. Ich ging zu der angegebenen Adresse. Ein Mann von mächtiger Statur, mit einem Trainingsanzug bekleidet, öffnete mir die Tür. Ich trat in ein riesiges Zimmer, dessen einzige Möblierung aus zehn Matten bestand, auf denen junge Leute herumkugelten.

„Ja", wandte sich der Athlet an mich, „für die Aufnahme an unseren Instituten sind strenge Maßstäbe gesetzt. Deshalb ist es klug, Geist und Körper zu trainieren. Allerdings werden Sie Ihre Lebensweise völlig ändern müssen. Drei bis vier Stunden täglich wird trainiert. Dazu kommen Waldläufe, Schwimmen... Also: Beginnen wir mit dem Warmlaufen."

Als ich eine halbe Stunde später keuchend auf die Matte sank, setzte sich der Trainer zu mir. „Und was möchtest du studieren?" „Medizin." „Medizin? Soso. Medizin. Warte mal – ja! Da brauchen sie dringend einen Rasenhockeyspieler. Fangen wir gleich an!"

„Ich möchte Physik oder Schiffbau studieren", wandte sich ein langbezopftes Mädchen, Neuankömmling wie ich, an den Trainer. „Welche sportliche Betätigung wäre denn da Voraussetzung?"

„Tja, meine Liebe, für Schiffbau – also da mußt du mit der Diskusscheibe mindestens die zweite Leistungsstufe erreichen!"

Monatelang bereiteten wir uns vor, gewissenhaft und ehrgeizig. Und unser Trainer hielt Wort. Von seinen elf Schützlingen wurden neun immatrikuliert. Für die Belostozkaja allerdings ist der Traum vom Chemiestudium ausgeträumt. Der Schwebebalken wurde ihr zum Verhängnis, und auch der Absprung vom Stufenbarren hatte der Aufnahmekommission nicht gefallen. Und außerdem war noch Klimuschkin nicht zu den Bibliothekswissenschaften zugelassen worden. Er hatte sich im Halbfinale k. o. schlagen lassen. Wer konnte auch ahnen, daß er bei der Aufnahmeprüfung gegen einen Boxer der Leistungsstufe I antreten mußte.

Bei mir aber ging alles glatt. Glücklich und zufrieden spiele ich nun schon das dritte Studienjahr Rasenhockey.

Aus „Moskwa" übersetzt von Adeline Thomas

Pillomanie

Mancher sammelt so viel Tabletten, daß es ihm schwerfällt, für jede Tablette die richtige Krankheit zu finden.

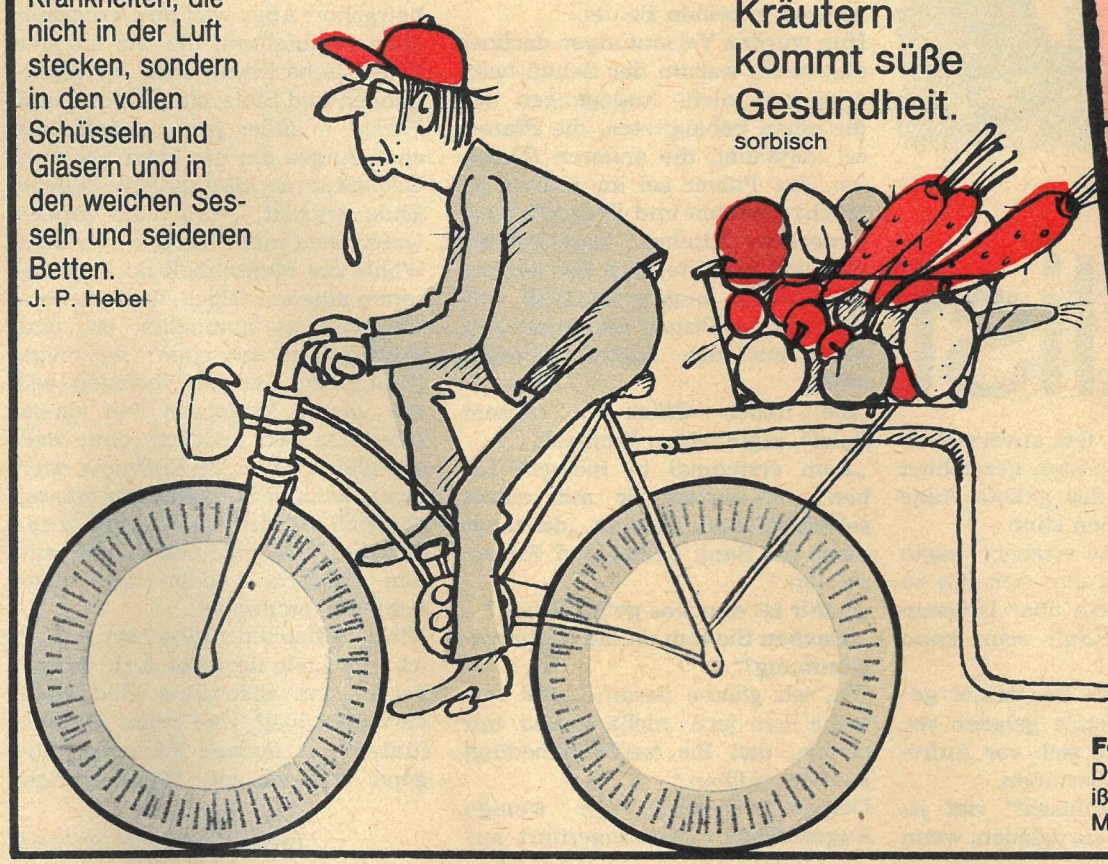
H.-J. Riegenring

Es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten.

J. P. Hebel

Aus bitteren Kräutern kommt süße Gesundheit.

sorbisch



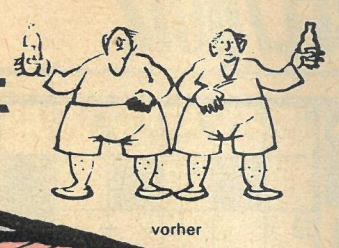
Fettlebe
Der Mensch ißt nicht gut.
M. H.

Pottsuse
Die Poesie des Magens lag ihr unvergleichlich näher als die große Poesie der Seele.
M. Gorki

Spiegelbild: Sich seines Körpers schämen, der man doch selber ist, hieße ja nichts anderes, als sich seiner selbst schämen. G. Hauptmann

Gürtelprobleme: Jede Begierde ist ein Bedürfnis, das sich als Schmerz bemerkbar macht. Voltaire

Sportmuffel: Feiglinge sind immer blaß. O. Wilde

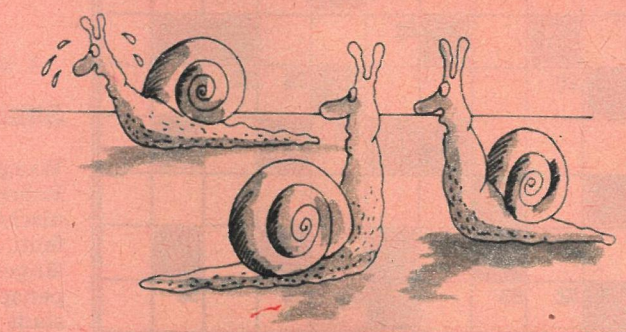


vorher

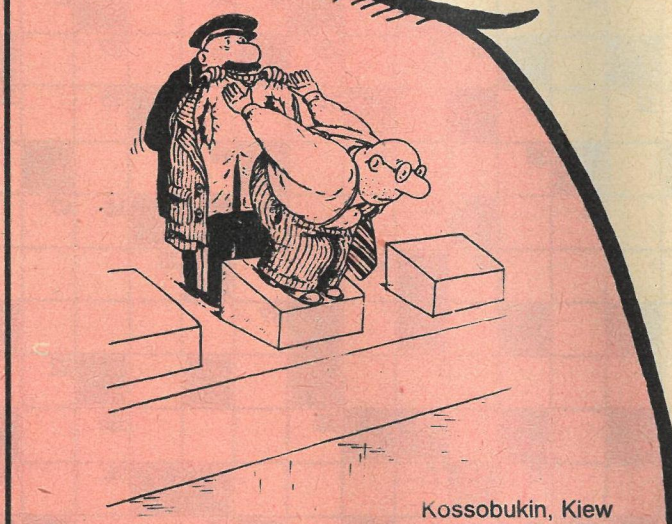
nachher

Formgestaltung: Jede Seite der Natur ist wahr, aber nicht alle sind gleich schön. Diderot

„Dieser Verrückte joggt jeden Tag zwei Meter!"



Steger



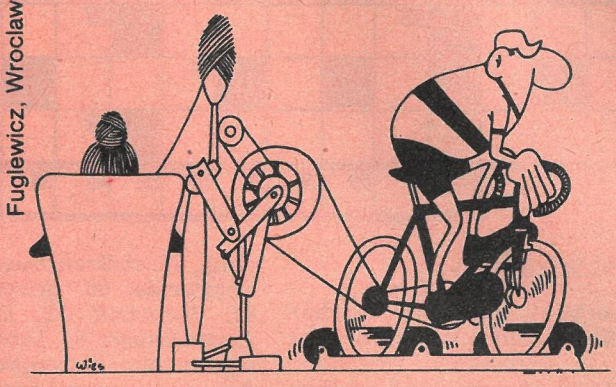
Kossobukin, Kiew

Steinach

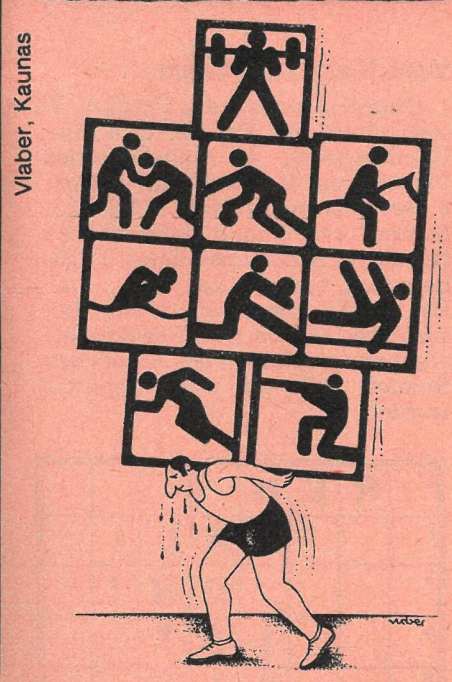
Der Körper

Der Körper ist ein Lebemann,
ein Freund von Wein und Minne,
und läßt die Welt und ihre Lust
herein durch die fünf Sinne.
Frau Seele aber sitzt derweil,
des Schmollens treu beflissen,
im Kämmerlein und wiegt
ihr Kind, das schreiende
Gewissen.

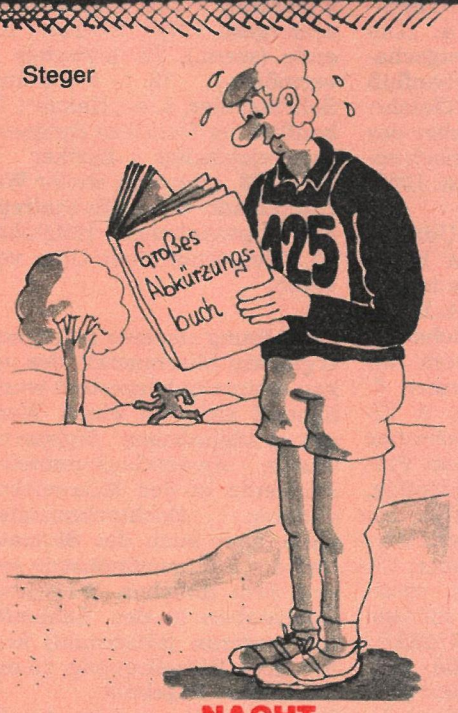
Verfasser unbekannt



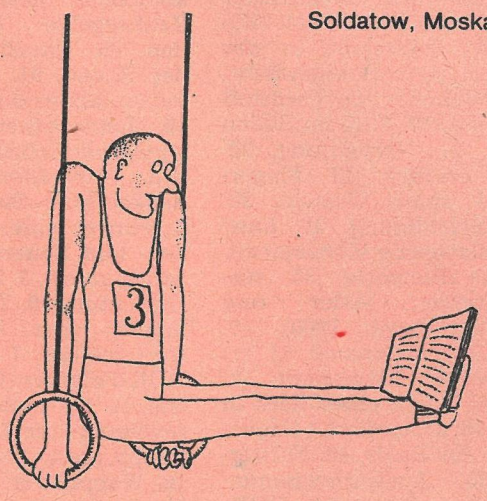
Fuglewicz, Wroclaw



Vlaber, Kaunas



Steger



Soldatow, Moskau

TAG

Die Gesundheit kommt tagweise, geht aber stündlich.
russisch

NACHT

Die Gesundheit des Mannes ist das Verdienst seiner Frau.
adygisch

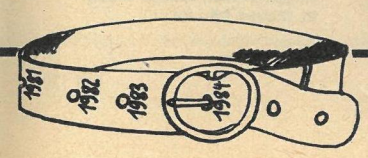
Camillo, der sanfte Aufgußschneck von Rosanzew

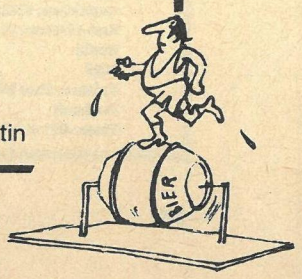
2 Wochenspruch

Genüsse sind eine Musik, bei der die Pausen die Hauptsache sind.
C. L. Schleich

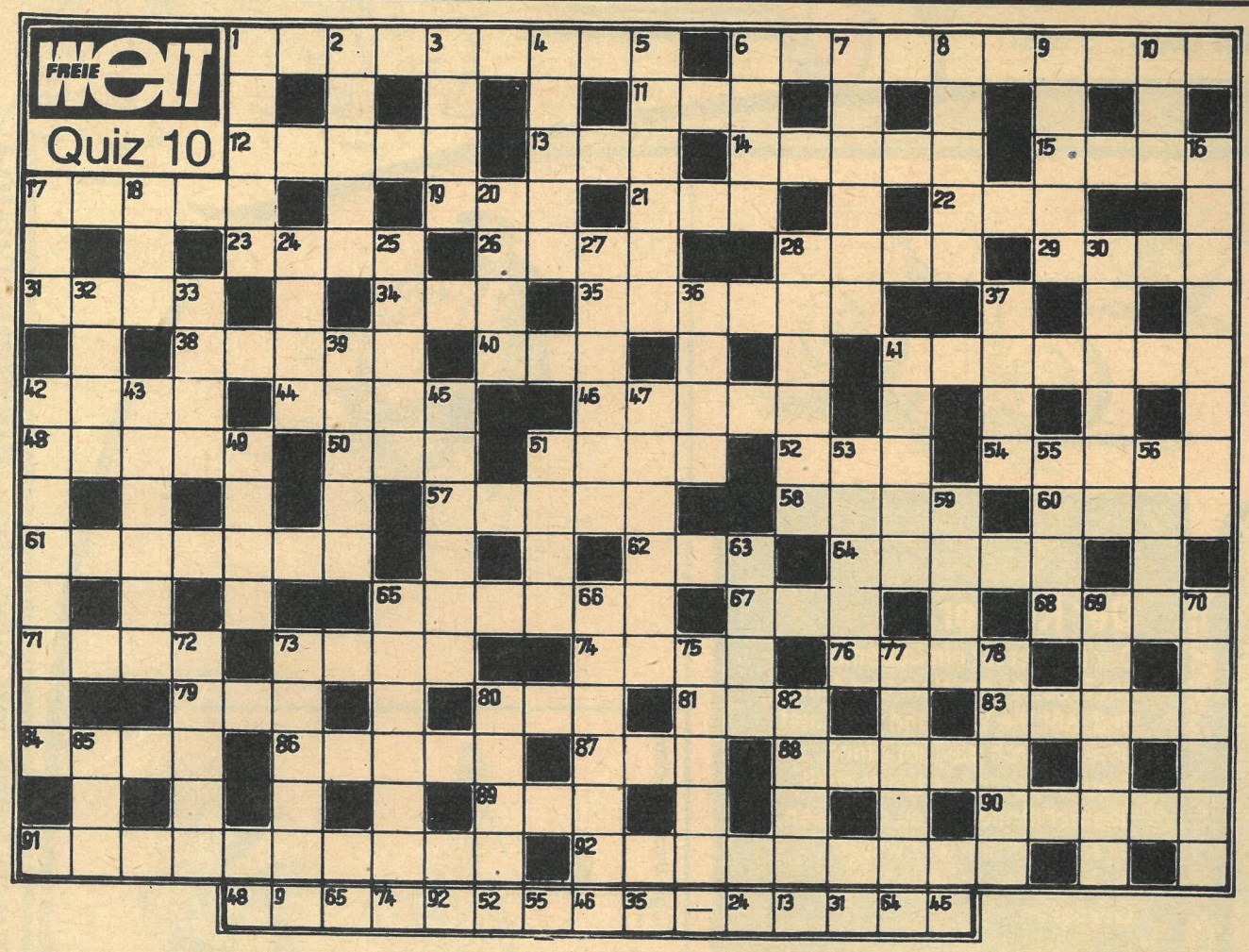
Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Unverhupft
Zwei Meter vierzig erreichte gestern Fjodor Dogadkin beim Wohngebietssportfest im Hochsprung. Leider wurde der Rekord nicht anerkannt, da nach den Wettbewerbsbedingungen Weitsprung gefordert war. I. Nikitin





Tandemfreude: Die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. H. Heine



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russischer Lyriker (gest. 1816), schuf u. a. die Ode „An Feliza“, 6. russischer Chemiker (gest. 1907), 11. straußenähnlicher Laufvogel, 12. roter organischer Farbstoff, 13. französ.: nein, 14. Blütenstand, 15. Kreisstadt in der ČSSR, 17. krautiges Rötegewächs, das in den Wurzeln den Farbstoff Alizarin enthält, 19. Fluß im Süden der UdSSR, 21. Verneinung, 22. Wald- und Feldtier, 23. Fingerschmuck, 26. späte Einsicht, 28. Kränkung, Beleidigung, 29. Lasttier, 31. jugoslawische Münzeinheit, 34. englische Biersorte, 35. russisch-sowjetischer Maler und Kunsthistoriker (gest. 1960), 38. Gaststätte, 40. Frauenname, 41. erster sowjetischer Kosmonaut, 42. Besucher, 44. Name eines Sees in der UdSSR, 46. altnordische Sagengestalt, Frau des Baldr, 48. Flüssigkeitsmaß, 50. Ausspruchssammlung, 51. poln.: Oder, 52. DDR-Politiker (gest. 1961), 54. wildlederartiges Rinds- oder Kalbleder, 57. Angehöriger der Turkvölker in der UdSSR, 58. Nebenfluß des Po (Oberitalien), 60. Astrolog Wallensteins, 61. leichte Fußbekleidung, 62. Erfrischung, Leckerei, 64. Stadt in der Schweiz, 65. bekannter sowjetischer Pianist (geb. 1916), 67. elektrisch geladenes Masseteilchen, 68. Kurzwort für das größte Schwermaschinenbaukombinat der DDR, 71. Untiefe, 73. germanisches Göttergeschlecht, 74. sowjetische Ruinenstadt an der Wolgamündung, 76. südfranzösische Stadt, 79. Bergweide, 80. griechische Insel, 81. Seenotruf, 83. längster Fluß Zentralasiens, 84. ökonomische Kategorie der Warenproduktion, 86. Abwesenheitsnachweis, 87. Opernkomponist (gest. 1983), u. a. „Die Zaubergeige“, 88. Fahrzeugschaden, 89. Hausflur, 90. Nebenfluß der Rhone, 91. russischer Gelehrter, Aufklärer und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, 92. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967) u. a. „Ohne Atempause“.
Senkrecht: 1. Strom in der UdSSR, 2. Führer eines russischen Kosaken- und Bauernaufstandes im 17. Jahrhundert, 3. Körperteil, 4. Badeeinrichtung, 5. Teil des Bruches, 6. Schutt- oder Schlammstrom im Hochgebirge, 7. weiser Berater, 8. DDR-Politiker (gest. 1979), 9. Eiche, 10. Lebensbund, 16. russischer revolutionärer Demokrat und Philosoph (gest. 1848), 17. Landspitze, 18. Wappentier, 20. Nebenfluß des Dnepr, 24. altes peruanisches Herrschergeschlecht, 25. Liebhaber, 27. Staat im Osten Afrikas, 28. russischer Frauenname, 30. schräge Stütze, 32. Gebirge in der UdSSR, 33. weibliche Bühnenrolle, 36. Operngestalt aus „Der Revisor“, 37. Männername, 39. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 41. niederländische Stadt, 42. russischer Komponist und Dirigent (gest. 1936), 43. Zeiteinheit, 45. alte Sprache, 47. Haft, 49. iranische Währungseinheit, 51. deutscher Kunstschriftsteller des 19. Jahrhunderts, 53. Stadt in der Türkei, 55. Brauch, Gewohnheit, 56. Maß für Sportgeräte, 59. Zirbelkiefer, 63. Getreidespeicher, 65. höchste schöpferische Geisteskraft, 66. hervortretender Mauerstreifen, 69. sowjetischer Dokumentarfilmregisseur (gest. 1978), 70. Tau-, Kettenende (seem.), 72. logisches Denkvermögen, 73. brasilianischer Schriftsteller, u. a. „Kakao“, 75. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 77. österreichischer Lyriker (gest. 1850), 78. schmaler, steiler Weg, 80. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 82. abgespaltenes Holzblättchen, 85. Titelgestalt einer Oper von Gotovac.

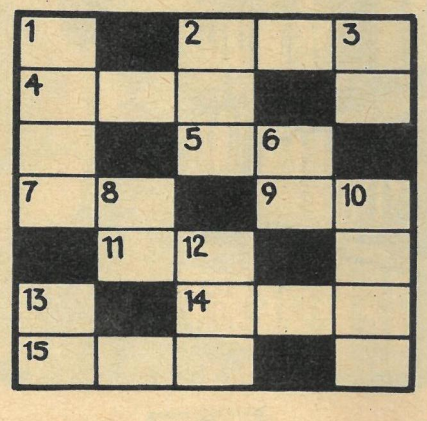
Die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt ein Mischmetall, das in Moskau erstmalig hergestellt wurde. Es handelt sich um einen Werkstoff mit goldähnlichen Eigenschaften, dessen Anwendungsgebiete die Fachleute in der Mikroelektronik, anderen Hochtechnologiebereichen, aber auch der Stomatologie und der Schmuckindustrie sehen.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion „FREIE WELT“, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 10 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 10. Juni 1987 (Poststempel).

Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 14/87 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. lichte Weite von Rohren, 4. eine Qualle, 5. altperuanische Herrscherkaste, 7. erstes öffentl. Auftreten eines Künstlers, 9. längere Prosaerzählung, 11. Truppenspitze, 14. unteritalien. Hafenstadt (i. d. Landessprache), 15. Wunder, Wunderwerk (latein.).
Senkrecht: 1. Brotaufstrich, 2. Eiweißbestandteil der Milch, 3. europ. Hauptstadt, 6. Viereck, 8. svw. Faß, Tonne, 10. ein Zupfinstrument, 12. Manuskripthalter, 13. weibl. Operngestalt aus „La Bohème“.



Vom Kern zum Wort

1. Oblasthauptstadt am Uralfluß, 2. sowj. Insel im Pazifik, 3. kleine Handtrommel, 4. alphabetisches Verzeichnis, 5. Erstschrift, Urtext, 6. Bevölkerung im südl. Belgien, 7. Sammelbezeichnung für bestimmte Nitrate, 8. Kleinkunstbühne, 9. frühere russ. Goldmünze.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter (von 1 bis 9 senkrecht) ergeben den Namen des Autors des Romans „Wie der Stahl gehärtet wurde“.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

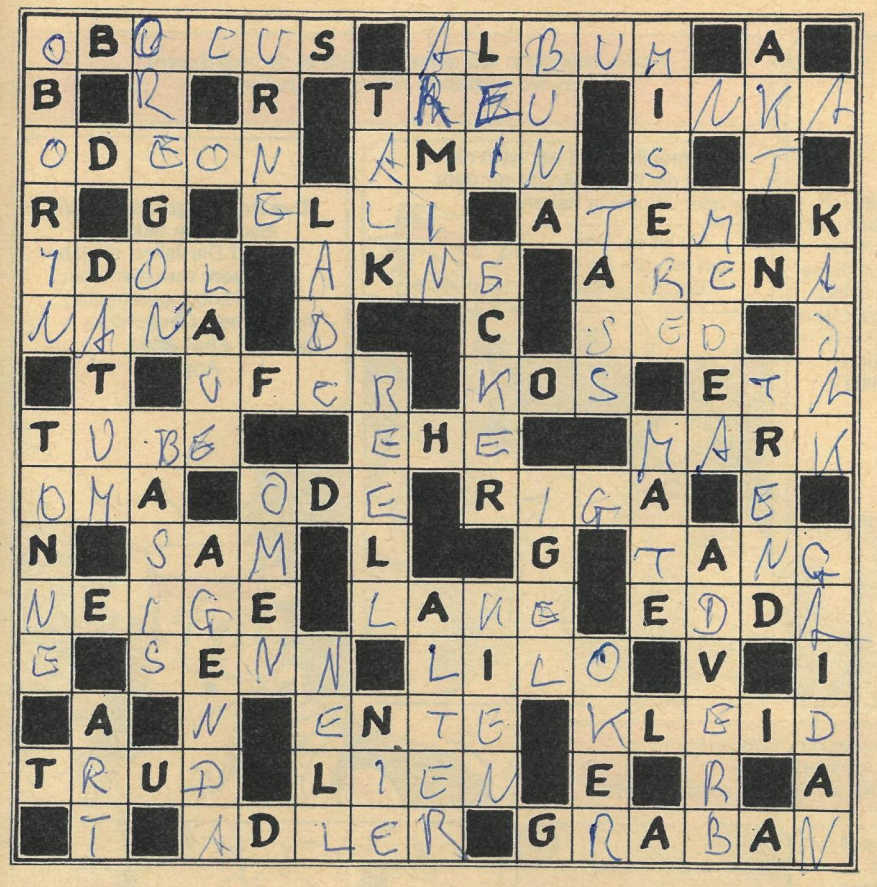
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

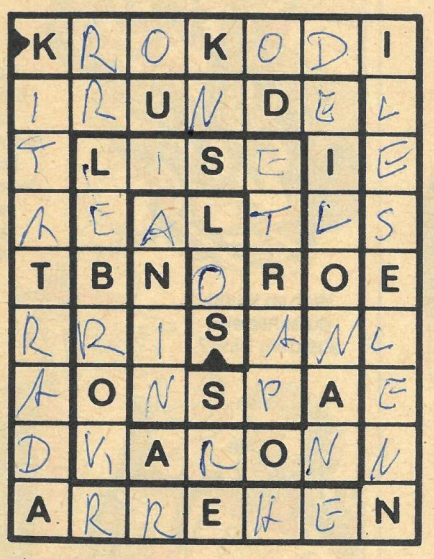


Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Greifvogel, 2. Umstandswort, 3. Merkbuch, 4. Hautausschlag, 5. Bühnenaufzug, 6. Sammelbuch, 7. Lebensjahre, 8. chem. Verbindung, 9. Wettkampfstätte, 10. männl. Vorname, 11. Einteilungsbegriff, 12. Lebenshauch, 13. Grundlage, 14. synth. Kautschuk, 15. genaue Tagesbezeichnung, 16. Buchenfrucht, 17. Sammlung altisländ. Dichtungen, 18. Lebensbund, 19. weibl. Vorname (Verkleinerungsf.), 20. Schwimmvogel, 21. griech. Buchstabe, 22. russ.-sowjet. Schriftsteller (gest. 1941), 23. russ.-sowjet. Maler und Kunstwissenschaftler (gest. 1960), 24. Götzenbild, 25. Stachelter, 26. altperuan. Herrscherkaste, 27. Sportboot, 28. harzreiches Holz, 29. Bekleidungsstück, 30. griech. Insel, 31. Schubfach, 32. Pökelflüssigkeit, 33. deut. Physiker (gest. 1960), 34. Fels, Schiefer, 35. Milz (latein.), 36. weibl. Vorname (Kurzf.), 37. europ. Währungseinh., 38. Getränk von Blättern einer Stechpalme, 39. Königstochter mit Zauberkräften (griech. Sage), 40. Not, Jammer, 41. Roman von Zola, 42. Flüssigkeitsrest, 43. Autor „Der Junge aus dem Hinterhaus", 44. Verneinung, 45. kleiner Geldbetrag, 46. sowjet. Pianist von Weltruf (gest. 1974), 47. Gedichtform, 48. Musikhalle, 49. Nebenfluß der Aller, 50. Großmutter, 51. Vorzeichen, 52. USA-Bundesstaat, 53. wirklich, 54. Hptst. einer Sowjetrepublik, 55. engl. Männername, 56. Partei der Arbeiterklasse, 57. Alpenhirt, 58. Mineral, 59. Meeresalge, 60. Weltnachrichtenagentur, 61. Masseeinheit, 62. Entwicklungsrichtung, 63. anhänglich, 64. sowjet. Gewerkschaftszeitung, 65. Behältnis für Pasten, 66. Gewässerrand, 67. Stimmzettelbehälter.

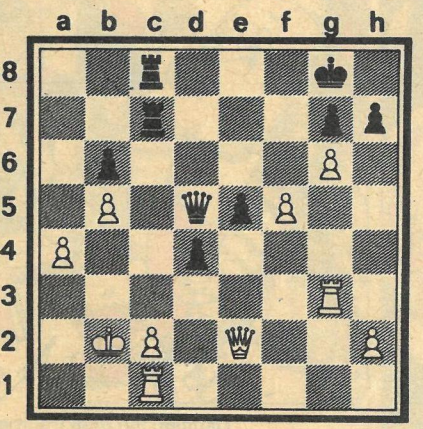
Wörterband

Von außen nach innen: Panzerechsen – ein chem. Element – Bühnenbildner bei Brecht – Funkmeßverfahren – französ. Schauspieler und Regisseur („Mein Onkel") – Zählmaß beim Boxsport – ungarischer Mädchenname – Drama von Ibsen – geflochtener Behälter – Mädchenname – Geruchsverschluß – russ. Mädchenname – Lotterieanteilschein.
Von innen nach außen: Alkaloid in Nachtschattengewächsen – Fachgebiet, Sportzweig – Hochwasserwelle – Fluß in Spanien – Viereck – Vorsatz bei gesetzl. Maßeinheiten (der milliardste Teil) – Gesangsstück – Operngestalt aus „Tiefland" – höchster Teil der Karpaten – Trockengerüst – weibl. Huhn – Weinernte – Inselnehrung bei Venedig – Flaschenverschlußmaterial.



SCHACH
Potztausend!

Von besonderem Interesse bei der UdSSR-Landesmeisterschaft der Frauen '86 war in der 5. Runde die Partie Arachamia (Weiß) – Sachatowa, der die meisten Experten den Vorzug gaben (siehe Diagramm). Doch nach Wiederaufnahme der Partie geschah: **41. ...hg 42. fg e4 43. Dg2 d3 44. c3 T:c3 45. T:c3 Dd4 46. T:d3! Schwarz gab auf;** denn auf 46.... ed folgt 47. Dd5+!

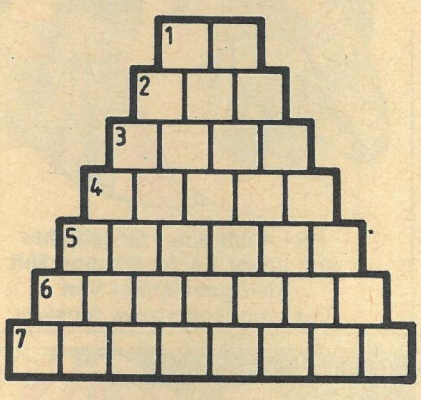


Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Ornat – Trage – Lumen – Trab – Preis – Lampe – Algen – Herd – Perle – Alpen – Leib – Luna – Star – Regen
Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Begriffe ergeben den Namen eines Bezirks der DDR.

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das gesuchte neue Wort zu bilden.
1. sowjetischer Flugzeugtyp, 2. französische Schauspielerin, 3. Flüssigkeitsbehälter, 4. Schnittlinie zweier Flächen, 5. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 6. organische Verbindung in den Muskeln der Wirbeltiere, 7. Ablauf einer chemischen Stoffumsetzung.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. Bekleidungstück, 2. Grasland, 3. islamisches Grußwort, 4. Aussprachezeichen, 5. Schiffstagereise.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Tuch – Kris – Piment – Fee – Mine – Sud – Alai
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kreis- oder Kugelabschnitt.

Auflösungen aus Heft 10/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Arasi (69), Sosa (11), Steig (51), Spott (29), Pneu (41), Traktat (17), Ikon (60), Elter (1), Agame (35), Iasi (73), Tee (80), Meta (13), Egel (63), Ehre (77), Tete (47), Elis (23), Talk (79), Arena (55), Angara (8), Gebot (76), Atair (34), Kordel (42), Samos (5), Nano (25), Tran (59), Gurt (36), Trap (64), Elan (52), Reif (22), Aga (2), Ries (43), Notar (14), Rasen (28), Stag (68), Abseits (58), Lupe (33), Effet (74), Seele (9), Epos (39). Trent (21).
Senkrecht: Ossete (6), Setter (24), Agram (66), Astat (53), Spagat (12), Iota (30), Stiege (62) , Spoiler (37), Anna (15), Muli (75), Ire (44), Lehen (70), Met (54), Sein (26), Eklat (4), Eta (50), ESER (19), Leid (7), Saal (67), Aras (45), Aton (31), Aust (16), Gama (71), Gier (48), Okapi (65), Rot (27), Etage (3), Arni (57), Onestep (38), Ganges (72), UNO (46), Traber (20), Rassel (78), Panzer (56), Erste (32), Frist (10), Rolf (49), Espe (40), Taft (61), Ate (18).

Gereimtes: Aleś – Sela

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. Radebeul, 2. Abu, Tri (Leerfelder D, E), 3. Don, Gaul (D), 4. Skat (B, G), 5. Motel (F, H), 6. Neper (A, C), 7. Heine (F, H), 8. Irbis (A, C), 9. Pneu (B, G), 10. Trog, Ter (E), 11. Aue, Ani (D, E), 12. Belemnit.

Senkrecht: A Radom, Stab, B Abo, Orel, Rue, C Dunst, Poel, D. Kenning, E Galeere, F Etat, Butan, G Uru, Reni, Eni, H Lila, Sprit.

Rätselpyramide: 1. Ei, 2. Eis, 3. Siel, 4. Elise, 5. Seiler, 6. Speiler.

Raten und Rechnen:

6375	:	75	=	85
–		×		+
675	+	65	=	740
5700	–	4875	=	825

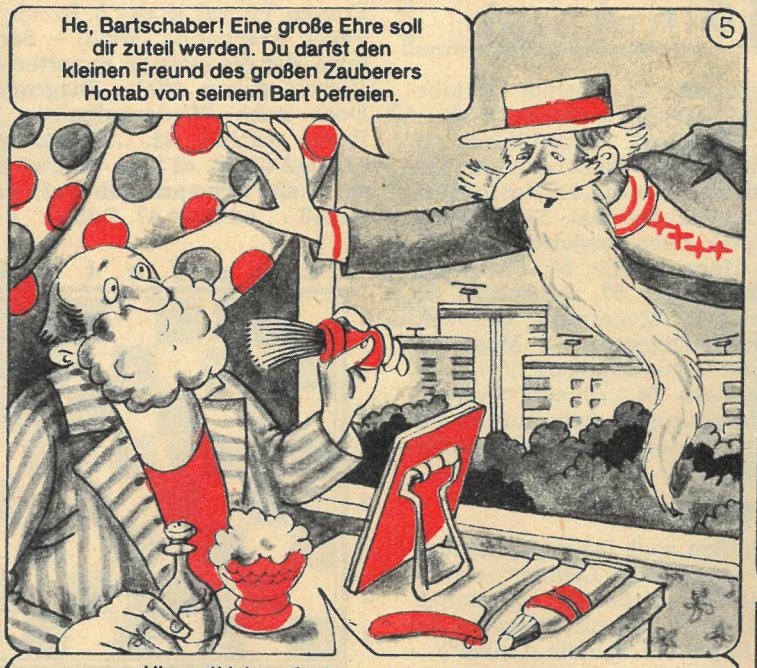
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 4

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Wolka überlegte: Wie schwer mußte es für Hottab sein, sich in der modernen Zeit zurechtzufinden...

Hottab erhob sich in die Lüfte und segelte durch die Stadt. Da erblickte er an einem offenen Fenster einen Mann, der sich gerade rasierte.



Himmel! Ich muß träumen! Nie hab ich solch einen Vogel gesehen! Wer bist du, merkwürdige Erscheinung?

Hottab aber packte stillschweigend das Rasierzeug zusammen, griff den verblüfften Mann am Kragen und flog mit ihm davon.

Fortsetzung von Seite 35

Der Fatalist

schwelgte mit Vorliebe abwechselnd in finsteren, dann wieder in leuchtenden Bildern, die mir meine unstete und gierige Phantasie ausmalte. Aber was war mir von alledem geblieben? Nichts als eine große Müdigkeit, wie nach einem nächtlichen Kampf mit einem Gespenst, und eine verschwommene, wehmütige Erinnerung. In diesem vergeblichen Ringen zermürbte mich sowohl die Leidenschaft meines Herzens als auch die Beständigkeit meines Willens, die für das wirkliche Leben so nötig sind; ich trat ein in dieses Leben, nachdem ich es innerlich schon durchlebt hatte, und mir wurde langweilig und abscheulich zumute wie jemandem, der die schlechte Nachahmung eines Buches liest, das er schon lange kennt.

Der Vorfall an diesem Abend beeindruckte mich ziemlich tief und peitschte meine Nerven auf; ich weiß nicht genau, ob ich jetzt an die Vorherbestimmung glaube oder nicht, aber an diesem Abend habe ich fest daran geglaubt. Der Beweis war schlagend, und wenngleich ich über unsere Vorfahren und ihre bequeme Astrologie spottete, geriet ich doch unwillkürlich in ihr Fahrwasser; aber ich hielt rechtzeitig auf diesem gefährlichen Pfad inne, und da ich es mir zur Regel gemacht hatte, nichts endgültig abzulehnen und an nichts blind zu glauben, schob ich die Metaphysik beiseite und achtete auf den Weg vor mir. Diese Vorsicht kam zur rechten Zeit; ich wäre beinahe lang hingeschlagen, weil ich über etwas Dickes und Weiches, aber anscheinend Lebloses stolperte. Ich bückte mich – der Mond schien hell auf den Weg –, und was sah ich? Vor mir lag ein Schwein, das von einem Säbelhieb in zwei Teile gespalten war... Kaum hatte ich das festgestellt, hörte ich Schritte. Zwei Kosaken kamen aus einer Nebengasse gelaufen; der eine trat auf mich zu und fragte, ob ich nicht einen betrunkenen Kosaken gesehen hätte, der hinter einem Schwein hergejagt sei. Ich erklärte ihnen, daß ich dem Kosaken nicht begegnet sei, und wies auf das unglückliche Opfer seiner Zerstörungswut.

„Dieser Halunke!“ sagte der zweite Kosak. „Hat er sich mit Tschichir vollaufen lassen, haut er alles kurz und klein, was ihm über den Weg läuft. Komm, Jeremytsch, wir müssen ihn binden, sonst...“

Sie entfernten sich, und ich setzte meinen Weg mit großer Vorsicht fort und gelangte endlich glücklich in mein Quartier.

Ich wohnte bei einem alten Unteroffizier, den ich seiner Gutmütigkeit und besonders seiner hübschen Tochter Nastja wegen gut leiden mochte. Sie erwartete mich wie üblich an der Gartenpforte, in ihren Pelz gehüllt. Der Mond beschien ihren süßen Mund, der blau war von der Kühle der Nacht. Als sie mich erkannte, lächelte sie, aber mir stand nicht der Sinn nach ihr. „Gute Nacht, Nastja“, sagte ich im Vorübergehen. Sie wollte etwas erwidern, aber sie seufzte nur.

Ich schloß meine Zimmertür hinter mir ab, zündete eine Kerze an und warf mich aufs Bett; aber der Schlaf ließ diesmal länger als gewöhnlich auf sich warten. Im Osten wurde es schon hell, als ich einschlief, doch es stand anscheinend in den Sternen geschrieben, daß ich mich in dieser Nacht nicht ausschlafen sollte. Um vier Uhr morgens hämmerten zwei Fäuste an mein Fenster. Ich sprang auf: Was war das? „Steh auf, zieh dich an!“ riefen mehrere Stimmen. Ich zog mich schnell an und ging hinaus.

„Weißt du, was geschehen ist?“ fragten die drei Offiziere, die mich abholten, wie aus einem Munde; sie waren bleich wie der Tod.

„Was?“

„Wulitsch ist ermordet.“

Ich erstarrte.

„Ja, ermordet“, fuhren sie fort. „Komm, schneller!“

„Wohin denn?“

„Das erfährst du unterwegs.“

Wir gingen. Sie erzählten mir alles, was vorgefallen war, und äußerten verschiedene Ansichten über die sonderbare Vorherbestimmung, die ihn eine halbe Stunde vor seinem Tode dem unvermeidlichen Verderben entrissen hatte. Wulitsch war allein durch die dunkle Straße gegangen; da kam der betrunkene Kosak, der das Schwein getötet hatte, auf ihn zugelaufen, und er wäre vielleicht weitergetorkelt, ohne ihn zu bemerken, wenn Wulitsch nicht plötzlich stehengeblieben wäre und ihn gefragt hätte: „Bruder, wen suchst du?“ – „Dich!“ antwortete der Kosak, versetzte ihm einen Hieb mit dem Säbel und spaltete ihn von der Schulter bis beinahe zum Herzen... Die beiden Kosaken, die mir begegnet waren und den Mörder verfolgt hatten, kamen zu spät. Sie hoben den Verletzten auf, aber er stieß schon seinen letzten Seufzer aus und sagte nur noch: „Er hat recht!“

Ich allein verstand den düstern Sinn dieser Worte, sie bezogen sich auf mich; ich hatte dem Armen, ohne es zu wollen, das Schicksal vorausgesagt; mein Instinkt hatte mich nicht getäuscht, ich hatte auf seinem erbleichenden Antlitz deutlich das Zeichen des Todes erkannt.

Der Mörder war in eine leere Hütte am Rande der Staniza geflüchtet. Wir gingen dorthin. Eine Menge Frauen lief wehklagend in dieselbe Richtung. Von Zeit zu Zeit kam ein Kosak, der sich verspätet hatte, auf die Straße gerannt, schnallte sich eilig seinen Dolch um und überholte uns im Laufschritt. Die Aufregung war groß.

Endlich kamen wir an Ort und Stelle an. Um die Hütte, deren Türen und Fensterläden von innen verriegelt waren, stand eine Menge Menschen. Offiziere und Kosaken redeten erregt miteinander; Weiber heulten, schwatzten und jammerten. Unter ihnen fiel mir das ausdrucksvolle Gesicht einer alten Frau auf, aus dem wahnsinnige Verzweiflung sprach; sie saß auf einem dicken Balken, hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Hände gelegt – das war die Mutter des Mörders. Ihre Lippen zuckten. Flüsterten sie ein Gebet oder einen Fluch?

Es galt, eine Entscheidung zu treffen und den Verbrecher dingfest zu machen. Niemand wagte es jedoch, als erster einzudringen. Ich trat an ein Fenster und spähte durch einen Spalt im Laden. Bleich lag er auf dem Fußboden, in der rechten Hand hielt er eine Pistole; der blutbesudelte Säbel lag neben ihm. Seine ausdrucksvollen Augen rollten grauenerregend; manchmal zuckte er zusammen und faßte sich an den Kopf, als erinnere er sich unklar an das gestrige Geschehen. Ich las in diesem unruhigen Blick keine große Entschlossenheit und sagte zu dem Major, er verbiete den Kosaken ohne Grund, die Tür aufzubrechen und hineinzustürmen; es sei besser, das gleich zu tun, ehe er völlig bei Sinnen sei.

In diesem Augenblick trat ein alter Jessaul an die Tür und nannte ihn beim Vornamen; er antwortete.

„Du hast gesündigt, Bruder Jefimytsch“, sagte der Jessaul, „daran ist nichts zu ändern – ergib dich!“

„Ich ergebe mich nicht“, erwiderte der Kosak.

„Fürchte Gott, du bist doch kein verfluchter Tschetschenze, sondern ein ehrlicher Christ. Wenn dich allerdings die Sünde verleitet hat, ist nichts zu machen; seinem Schicksal entgeht man nicht.“

„Ich ergebe mich nicht!“ rief der Kosak drohend, und man hörte, wie ein Pistolenhahn gespannt wurde.

„He, Tante“, sagte der Jessaul zu der Alten, „sprich mit deinem Sohn! Vielleicht hört er auf dich... So lädt er nur den Zorn Gottes auf sich. Sieh nur, die Herren hier warten auch schon zwei Stunden.“

Die Alte blickte ihn fest an und schüttelte den Kopf.

„Wassili Petrowitsch“, sagte der Jessaul und trat zu dem Major, „er wird sich nicht ergeben, ich kenne ihn. Und wenn wir die Tür aufbrechen, wird er viele von unseren Leuten umbringen. Wollen Sie ihn nicht lieber erschießen lassen? Im Laden ist ein breiter Spalt.“

In diesem Augenblick durchfuhr mich ein sonderbarer Gedanke, ich gedachte ebenso wie Wulitsch das Schicksal zu versuchen. „Warten Sie“, sagte ich zu dem Major, „ich bringe ihn lebend.“

Ich befahl dem Jessaul, sich mit ihm zu unterhalten, und stellte an der Tür drei Kosaken auf, die bereit waren, sie einzuschlagen und mir auf ein Zeichen hin zu Hilfe zu eilen. Dann ging ich um die Hütte herum und näherte mich dem verhängnisvollen Fenster. Mein Herz schlug heftig.

„Ach, du verdammter Kerl!“ rief der Jessaul. „Was treibst du mit uns deinen Spott, wie? Du denkst wohl, wir werden mit dir nicht fertig?“ Er schlug mit aller Kraft an die Tür. Ich spähte durch den Spalt und beobachtete die Bewegungen des Kosaken, der von meiner Seite her keinen Überfall erwartete – und plötzlich riß ich den Laden auf und stürzte mich kopfüber durch das Fenster. Der Schuß krachte dicht an meinem Ohr, und die Kugel riß mir eine Epaulette herunter. Aber der Rauch, der das Zimmer erfüllte, hinderte meinen Gegner, seinen neben ihm liegenden Säbel zu finden. Ich packte ihn bei den Armen; die Kosaken stürmten herein, und es vergingen keine drei Minuten, da war der Verbrecher schon gefesselt und unter Bewachung abgeführt. Das Volk verlief sich. Die Offiziere beglückwünschten mich – und sie hatten wirklich allen Grund dazu!

Sollte man nach alledem nicht wirklich Fatalist werden? Aber wer weiß denn genau, ob er von etwas überzeugt ist oder nicht? Und wie oft halten wir eine Täuschung der Gefühle oder eine Verirrung der Vernunft für eine Überzeugung!

Ich zweifle gern an allem; diese Eigenschaft behindert keineswegs die Entschlossenheit des Charakters – im Gegenteil, was mich betrifft, so schreite ich stets kühner voran, wenn ich nicht weiß, was mich erwartet. Etwas Ärgeres als der Tod kann keinen treffen – und dem Tod entgeht man nicht!

In die Festung zurückgekehrt, erzählte ich Maxim Maximytsch alles, was mir widerfahren war und was ich als Zeuge erlebt hatte, und wünschte, seine Meinung über die Vorherbestimmung zu erfahren; zuerst verstand er dieses Wort nicht, aber ich erklärte es ihm, so gut ich konnte, und dann sagte er, bedeutsam den Kopf wiegend: „Jaja! Natürlich! Das ist eine ziemlich verzwickte Geschichte! Übrigens versagen diese asiatischen Abzugshähne oft, wenn sie schlecht geschmiert sind oder man nicht kräftig genug durchzieht; offen gestanden mag ich auch die tscherkessischen Gewehre nicht; sie passen nicht für unsereinen, der Kolben ist so klein, daß man sich beinahe die Nase versengt... Dafür haben sie Säbel – alle Achtung!“

Dann fügte er nach einigem Nachdenken hinzu: „Ja, schade um den armen Kerl... Der Teufel muß ihn geritten haben, nachts einen Betrunkenen anzusprechen! Übrigens scheint ihm das von klein auf bestimmt gewesen zu sein...“

Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbekommen: er mag überhaupt keine metaphysischen Erörterungen.

Deutsch von Günther Stein

HAARIGES

Eigentlich war es ein Arbeitsseminar, das schönste und kurzweiligste, das ich je erlebte; fünf Stunden vergingen wie im Fluge. Und eigentlich war es nur für Lettland gedacht, aber Meisterinnen und Meister kamen aus allen Ecken und Enden der UdSSR. Manchen war die Sache ein freies Wochenende und Tausende von Aeroflotkilometern wert. Riga genießt vorzüglichen Ruf unter den Haarkünstlern der Sowjetunion.

„Es kann gar nicht genug Sonne geben in unserem kurzen Leben, also sollten wir mit unseren Mitteln ein wenig nachhelfen", sagte Galina Ryndina. Sie leitet – und jetzt folgt eine haarsträubende Wortschöpfung für eine so phantasievolle Tätigkeit – das „Laboratorium des Friseurkombinates ‚Leimdota' beim Ministerium für Dienstleistungswesen der Lettischen SSR".

„Leimdota" ist lettisch und bedeutet Glück geben. Galina Ryndina und ihre Mitstreiterinnen hatten eine glückliche Hand, als sie beschlossen, die alljährliche Vorstellung ihrer Arbeiten in ein Fest der Frisuren, der Kosmetik, der Mode und des Schmucks zu verwandeln. Teil 1: Furioser Auftakt mit sechs neuentwickelten Grundfrisuren, die im Laufe des Nachmittags in 200(!) Variationen gezeigt wurden. Teil 2: Lehrfilm, der es 500 Zuschauern gestattete, ihren Spitzenfigaros über die Schultern zu schauen. Teil 3: Dias von Tendenzen in der Weltmode. Teil 4 bis – ich hab' nicht bis zu Ende gezählt: ein Feuerwerk an Regieeinfällen. Ganze Bilder zwischen Breakdance und Folklore, mal festlich, mal salopp, mal vornehm, mal verrückt. Freude am Schminken, Herausputzen, Verkleiden, Bemalen bei den Modellen, Mannequins und Mimen. Begeisterung im Saal...

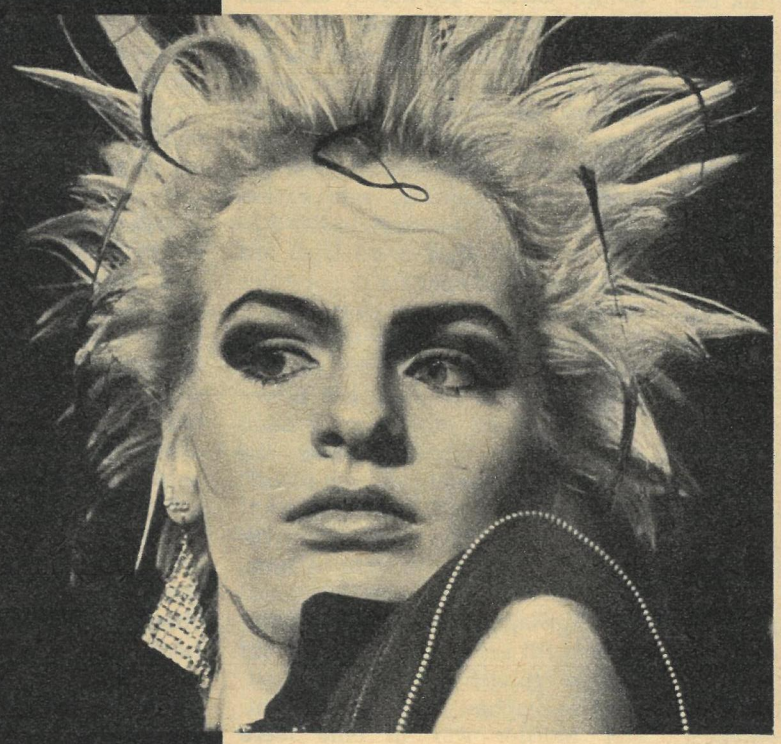
Die oberste aller Moskauer Friseusen war da und fand kein Haar in der Suppe: „Eine große Überraschung. Ich hoffe, wir können bald zu ähnlicher Veranstaltung einladen."

Alles andere als Haarspalterei auch von Kiews Haupt-Verschönerungsrätin: „Dieser Enthusiasmus, und wie gut alles hinter der Bühne ablief, wir haben viel gelernt."

Haarscharf formulierte der stellvertretende Dienstleistungsminister, worauf es ihm ankommt: Die sechs frisch aus der Taufe gehobenen, vielfach variablen Damen- und Herrenfrisuren „Debüt", „Vita" und „Expression" sowie „Jazz", „Kristall" und „Musketier" sollen nunmehr die Provinz erobern, alle 26 lettischen Rayons, kleine Städte und Dörfer inbegriffen. Video macht's möglich. Und bis Kassetteneinleger und Lehrmeister in den Salons herum sind, ist ein Jahr vergangen – und das Laboratorium mit dem langen Namen wiederum Mode mit neuen Kreationen. Denn das nächste Seminarfest kommt bestimmt.

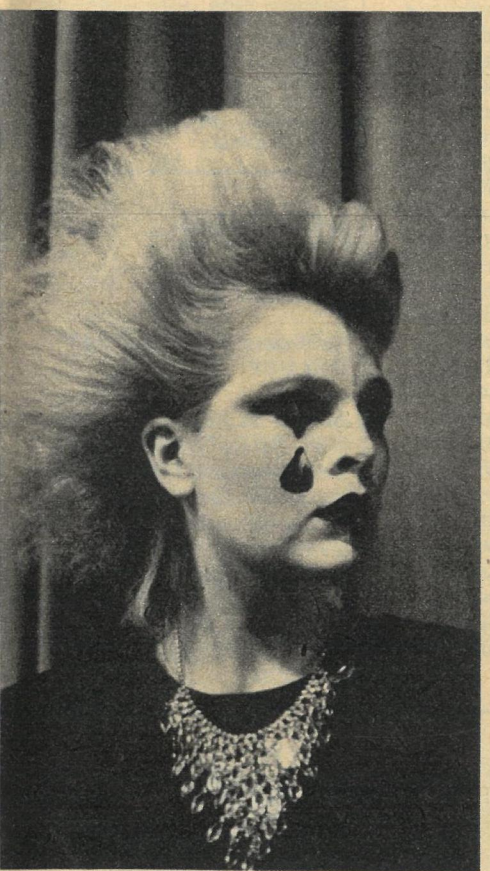
Bleibt noch anzumerken, daß zwischen Riga und Prag seit längerem freundschaftliche Kopf-an-Kopf-Arbeit besteht. Die Gelegenheit beim Schopfe packend, äußerte Galina Ryndina FREIE WELT gegenüber den Wunsch nach handfestem Erfahrungsaustausch auch mit einer DDR-Kamm-Mannschaft. Daß es bald soweit sein wird, darüber lassen sich keine grauen Haare wachsen

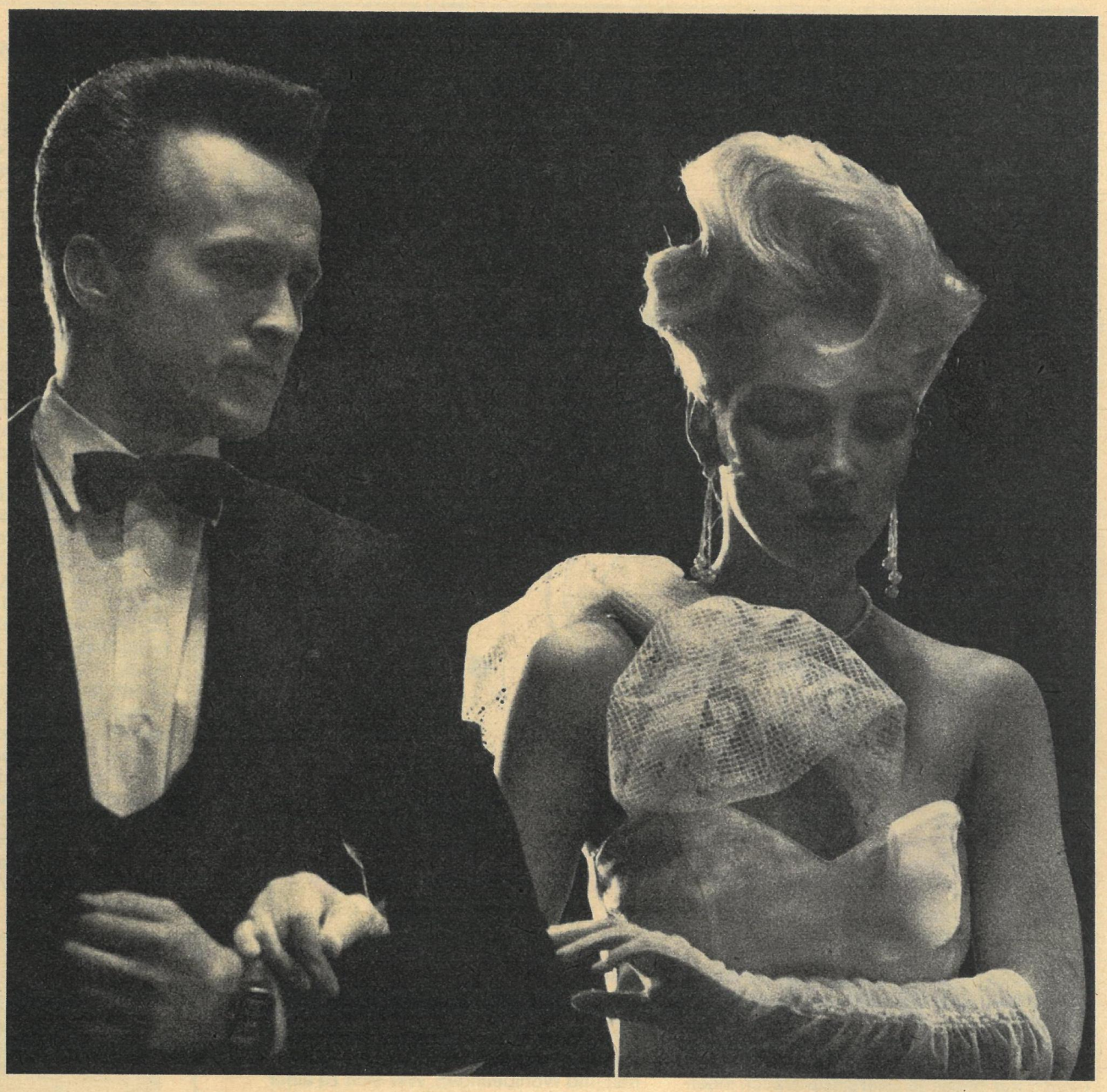
Fritz Jahn (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



Die Mode ist weiblichen Geschlechts, hat folglich ihre Launen.

Karl Julius Weber (1767–1832) Aus „Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen".





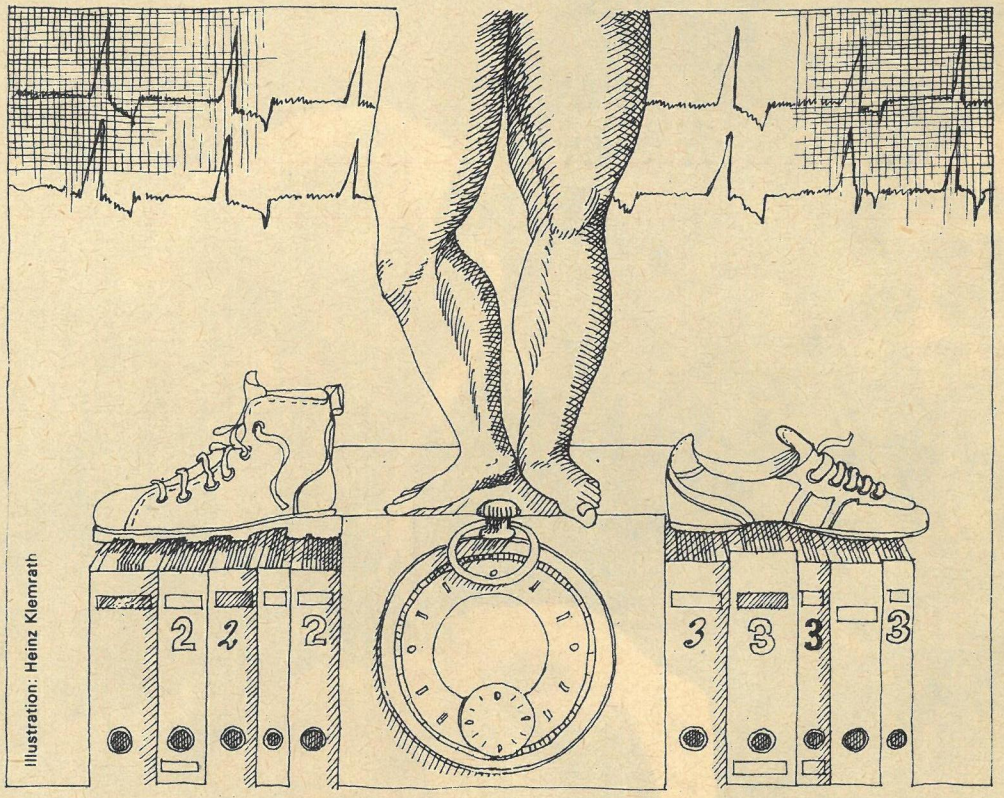


Illustration: Heinz Klemrath

Bewegung ist alles

Wenn Sie Ihr normales Körpergewicht halten wollen, brauchen Sie eine ausgeglichene Energiebilanz. Sie müssen also die Gesamtkalorienmenge Ihrer täglichen Kost auf jene Größenordnung einstellen, in der auch der gesamte Energieverbrauch innerhalb von 24 Stunden liegt.

Wer im Beruf körperlich leichte Arbeit verrichtet und sich nach der Arbeit nur wenig bewegt und seine Freizeit überwiegend vor der Bildröhre des Fernsehers verbringt, braucht viel weniger Kalorien als der Schwerarbeiter im Stahlwerk, der abends noch im Garten tätig ist oder regelmäßig in der Betriebssportgemeinschaft Tischtennis spielt.

Jede Mahlzeit und jeder zwischendurch verzehrte Imbiß muß in die Energiebilanz des Tages einbezogen werden. Darin eingeschlossen sind auch alle zuckerhaltigen und alkoholischen Getränke. So entspricht zum Beispiel eine kleine Flasche Vollbier soviel Kalorien, wie bei einer Stunde leichter Gartenarbeit wieder verbraucht werden. Der Energiegehalt von einer Scheibe Mischbrot mit Butter und fetter Leberwurst entspricht dem Energieverbrauch von zwei Stunden Autowaschen. Wer zwischendurch eine Bockwurst mit Brötchen zuungunsten seiner Tagesenergiebilanz verzehrt, sollte abends noch eine Stunde Federball spielen. Der beste Ausgleich nach der beruflichen Arbeit in geschlossenen Räumen ist Bewegung an frischer Luft. Dabei ist es mit einer kleinen Runde um den Häuserblock nicht getan. Regelmäßige sportliche Betätigung in der arbeitsfreien Zeit ist die beste Garantie für ein normales Körpergewicht, für ein hohes Leistungsvermögen und für Gesundheit und Wohlbefinden. Wer sich zu einer regelmäßigen Laufübung, zu einer anstrengenden Gymnastik, zu zwei oder drei abendlichen Schwimmübungen oder zu einer größeren Radtour am Wochenende durchgerungen hat und konsequent dabei bleibt, wird bald stolz sein, daß er das geschafft hat. Wer kegelt, schwimmt, Rad fährt usw., kann folgenden Energieverbrauch dafür einsetzen:

2 Stunden	Kegeln	ca. 500 kcal
2 Stunden	Radfahren (35 km)	ca. 800 kcal
2 Stunden	Fußball spielen	ca. 1200 kcal
2 Stunden	Skilaufen (15 km)	ca. 1500 kcal
1 Stunde	Tischtennis spielen	ca. 300 kcal
1 Stunde	leichte Gartenarbeit	ca. 300 kcal
1 Stunde	Umgraben	ca. 500 kcal
30 Minuten	Dauerlauf	ca. 300 kcal
30 Minuten	Foxtrott tanzen	ca. 200 kcal
30 Minuten	ruhig schwimmen	ca. 160 kcal

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 2

Im nächsten Heft: Irrwege beim Fasten

Und die Moskauer?

Namensgebung ist heutzutage eine Angelegenheit des Geschmacks und der Mode. Die meisten Eltern sind wohl bestrebt, ihrem Kind einen wohlklingenden, möglichst originellen Rufnamen zu geben, wobei die Bedeutung des Namens sicher kaum noch eine Rolle spielt. Neugierig geworden durch die Bildbetrachtung zum Thema Heiraten (FW 6/87), wo die zur Zeit beliebtesten Vornamen des Berliner Nachwuchses aufgeführt sind, wollten wir nun wissen, was denn gerade bei den Eltern in Moskau gefragt ist. Das Standesamt gab Auskunft: Die populärsten Namen bei Jungen sind Alexander, Alexej, Dmitri, Sergej, Andrej und für Mädchen Jelena, Natalja, Jekaterina, Maria, Anna. Auch hier macht sich in den letzten Jahren ein Trend zu alten Namen bemerkbar. Vordere Plätze wie bei uns nehmen diese allerdings noch nicht ein. Fast völlig verschwunden sind in den letzten zehn Jahren Tarasch, Valeri, Leonid und Jegor sowie Sinaida, Wawara, Valentina und Nina.

Preisfrage

Heft 11/87

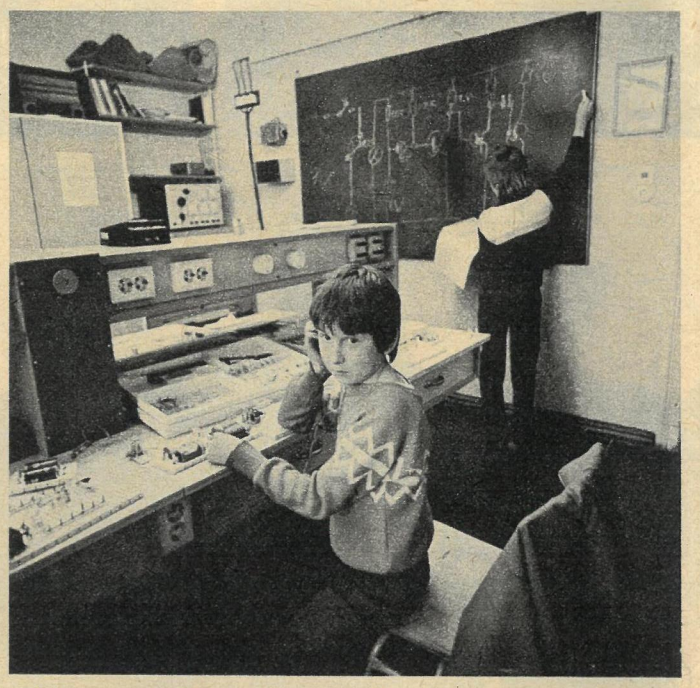
Was bedeutet die Abkürzung IPPNW?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 13/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 3. Juni 1987. Auflösung von Heft 9/87: Die kleinen Algen des pflanzlichen Planktons. Wir gratulieren Ewald Bodau, Gardelegen.

Rücktitel – Preisfrage

Auflösung und Preisträger Heft 9/87

So war es richtig in Heft 9/87: BUDJONNY
Es gewannen: 100,– M Dieter Rothe, Berlin; 75,– M Beate Schwenzer, Hoyerswerda; je 50,– M Dagmar Schmidt, Warnitz; Friedrich Schmidt, Eberswalde-Finow; Horst Mante, Potsdam. Herzlichen Glückwunsch!



Ihre Gedanken zu diesem Bild!

Ein Schüler, Andreas, im Elektronik-Kabinett der Station Junger Techniker. Wir stellten ihn bereits in unserer Ausgabe 10/87 vor und wollen von Ihnen, liebe Leser, erfahren, wie es heute um den Erziehungsspruch unserer Großeltern steht: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Ob Hans oder Hänschen, müssen wir nicht alle lernen, die neue Technik zu beherrschen?

Wie denken Sie darüber? Schreiben Sie uns, was Ihnen beim Betrachten des Bildes durch den Kopf geht, welche Erfahrungen Sie gemacht haben. Von allen Einsendungen erhalten monatlich zehn Leser eine Anerkennungsprämie von 50 Mark.

Leserfoto

Eine Floßfahrt auf dem Weichselzufluß Dunajec im Pieninny-Gebirge unternahm unser Leser Siegfried Schade aus Penig. Interessant ist, schreibt er, daß man die Flöße erst beim Eintreffen der Passagiere, je nach Teilnehmerzahl, aus den einzelnen Pontons zusammenfügt (Foto rechts). Der Bug erhält einen Eintauch- und Spritzschutz aus Fichtenzweigen. An den zum Austrocknen mit dem Boden nach oben gelagerten Floßteilen kann man die von Steinen zerkratzten Böden bestaunen. Im Frühjahr, wenn der Dunajec Schmelzwasser führt, haben die Flöße an den seichten, aber schnellen Flußabschnitten nur selten Grundberührung. Die Arbeit der Flößer ist schwer, denn ständig werden die Fahrzeuge von der starken Strömung gedreht. Stromschnellen und große Felsbrocken kündigen sich schon von weitem durch starkes Rauschen an. Dann folgt wieder tiefes und ruhiges Wasser, wo die Stange des Flößers fast bis ans Ende eintaucht. Jede Biegung des Flusses eröffnet einen anderen Ausblick auf die schroffen Höhen des Gebirges (Foto links).

Sie fragen – wir antworten

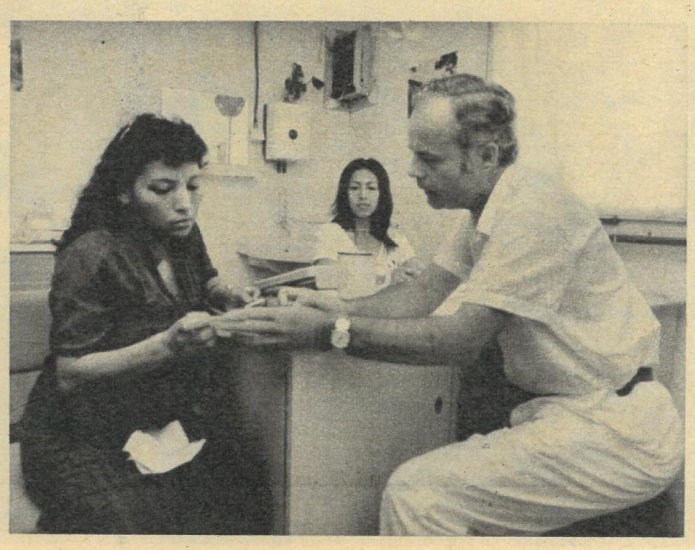
Heute Patient in Nikaragua

Im Beitrag „Stadtauswärts, rechts" (FW 8/87) über unser Solidaritätskrankenhaus in Managua wird erwähnt, daß der Kontakt zwischen Arzt und Patient erst heute eng und vertrauensvoll ist. Wie sah es damit denn früher aus?

Karin Richter, Potsdam

Vor dem 19. Juli 1979, dem Tag des Sieges der Sandinistischen Revolution über das Somoza-Regime, kam in Nikaragua ein Arzt auf 1600 Einwohner, und das auch nur rein statistisch. Sie führten nach amerikanischem Vorbild Privatsprechstunden für zahlungskräftige Patienten durch. So erhielt die Masse der Bevölkerung keine medizinische Betreuung, da sie bettelarm war und sich die Arztkosten einfach nicht leisten konnte. Medikamente wurden beim Apotheker auf dem Markt gekauft, er verabreichte auch, meist bar jeder medizinischen Kenntnis, gleich an Ort und Stelle Spritzen. Alles nur, um Arztkosten zu sparen. Oder, wie uns Alejandro erzählte, der beim Aufbau unseres Krankenhauses half, mußte sein Vater für eine Blinddarmoperation die einzige Kuh der Familie dem Arzt in Zahlung geben – er wurde zwar gesund, die Familie aber verlor ihre Existenzgrundlage. Viele Ärzte bemühten sich nicht einmal um das ihnen Mögliche, sondern kehrten den Gebildetenstatus heraus und verkehrten mit dem Patienten nur über die Schwester. Es gab Behandlungen, bei denen der Arzt den Patienten überhaupt nicht sah, ärztlichen Rat ohne jede Untersuchung erteilte. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich kein Vertrauen zwischen Arzt und Patient entwickeln. Diese Probleme konnte die Revolution nicht sofort lösen. Trotz der ökonomischen Schwierigkeiten gelang es jedoch, in allen Teilen des Landes „Zentren der Gesundheit" aufzubauen, unseren Polikliniken vergleichbar, die die medizinische Grundbetreuung für die gesamte Bevölkerung übernehmen. Ein sehr wichtiger Punkt ihrer Arbeit ist die gesundheitspolitische Aufklärung durch persönliche Gespräche. Erstmals in der Geschichte Nikaraguas besteht nun für jeden die Möglichkeit kostenloser medizinischer Betreuung neben weiterhin praktizierenden Privatärzten.

Hans-Jürgen Horn



Redaktion: Helga Bengtson; Fotos: Hans-Jürgen Horn, Ulrich Burchert; Zeichnung: Detlev Schüler

Zwillinge

Nach Betrachten des schönen Titels und der Lektüre der „Zwillings-Geschichten" (FW 9/87) würde ich gern wissen, was unter ein- und zweieiigen Zwillingen genau zu verstehen ist.

Iris Leipold, Halle

Zunächst einmal: Alle in dem Beitrag Genannten sind eineiige Zwillinge. Bei den eineiigen scheint der väterliche, bei den zweieiigen der mütterliche Anteil zu überwiegen. Eineiige Zwillinge entstehen immer aus einer befruchteten Eizelle (Zygote), sie sind daher erbgleich und immer gleichen Geschlechts. Es kommt zu einer Spaltung der Keimanlage, also liegt eine erblich festgelegte Spaltungstendenz zugrunde. Die zweieiigen, erbungsgleichen Zwillinge sind Ausdruck der Überproduktion von befruchteten Eiern. Das Mehr an befruchtungsfähigen Eizellen kann aus einem Eierstock allein oder in beiden Eierstöcken gleichzeitig „sprungfähig", die Eier können gleichzeitig oder auch kurz nacheinander befruchtet werden. Jedes Ei wird von einem gesonderten Spermium befruchtet. Also entwickeln sich „zweieiige", erbverschiedene Zwillinge, die getrennte Mutterkuchen haben und sowohl erbbiologisch wie auch entwicklungsphysiologisch völlig getrennte Wesen sind. Die Eihäute sind immer doppelt. Bestimmt zweieiig sind alle Zwillingspärchen, es gibt aber auch zweieiige gleichgeschlechtliche Zwillinge.

MR Dr. Edith Graupner

Zungenakrobatik

Ihr Artikel „Falsch verbunden?" (FW 7/87 Serie Russisch ohne Schulbank) erinnerte mich an ein eigenes Erlebnis. Bei einem Telefonat meldete sich der Teilnehmer am anderen Ende mit **слушаю.** Ich war unvorbereitet und ziemlich ratlos und habe mit **я тоже слушаю** geantwortet. Zum Glück erkannte mich mein Bekannter an der Stimme bzw. am Akzent, am **л**, wie er sagte. Ein anderer hätte vielleicht beleidigt aufgelegt… Mir ist heute noch nicht recht klar, wieso er mich am **л** hatte erkennen können. Haben Sie eine Erklärung dafür?

Ingrid Neumann, Erfurt

*Es handelt sich in Ihrem Fall um einen typischen Fehler, der von Deutschen oft gemacht wird, wenn die lautliche Schulung fehlt. So, wie wir den Franzosen daran zu erkennen meinen, daß er kein „H" sprechen kann, erkennt man uns unweigerlich am falsch artikulierten **л**, auch wenn wir sonst schon ganz geläufig Russisch sprechen. Das russische „harte" **л** unterscheidet sich vom deutschen L*

*dadurch, daß die Zunge bei seiner Artikulation erheblich nach hinten zurückgezogen wird, die Zungenspitze also nicht locker an die Schneidezähne tippt. Sprechen Sie zur Kontrolle einmal die Wörter Lack und **лак** aus: Sie müssen verschieden klingen; wenn sie gleich klingen, war's falsch.* *Hella Rymarowicz*

Karatschaier & Tscherkessen

Ihre neue Serie „Völkerschaften der UdSSR" (FW 8/87) ist eine wahre Fundgrube für mich als Russischlehrerin. Ich kann sie im Unterricht nutzen, aber auch im „Klub der Internationalen Freundschaft" und im Konversationszirkel. Über diese Völkerschaften habe ich bisher wenig Informationen gefunden.

Barbara Geidel, Berlin

Ich halte diesen Beitrag für umfassend und informativ. Er würde sicher noch an Qualität gewinnen, wenn Sitten und Gebräuche ausführlicher beschrieben werden würden.

Günter Pabst, Schwedt

Ich danke Ihnen für diese Sammelserie, die mir die Illusion des persönlichen Kennenlernens beschert und Bildungslücken schließt, aber auch dazu beiträgt, freundschaftliche Gefühle zu all diesen fernen und fremden Völkern hervorzurufen.

Irmgard Weichert, Berlin

Auf jeden Fall probiere ich das abasinische Hühnergericht mit Knoblauchsoße und auch den kaukasischen Schaschlyk bald aus.

Brita Boyde, Leipzig

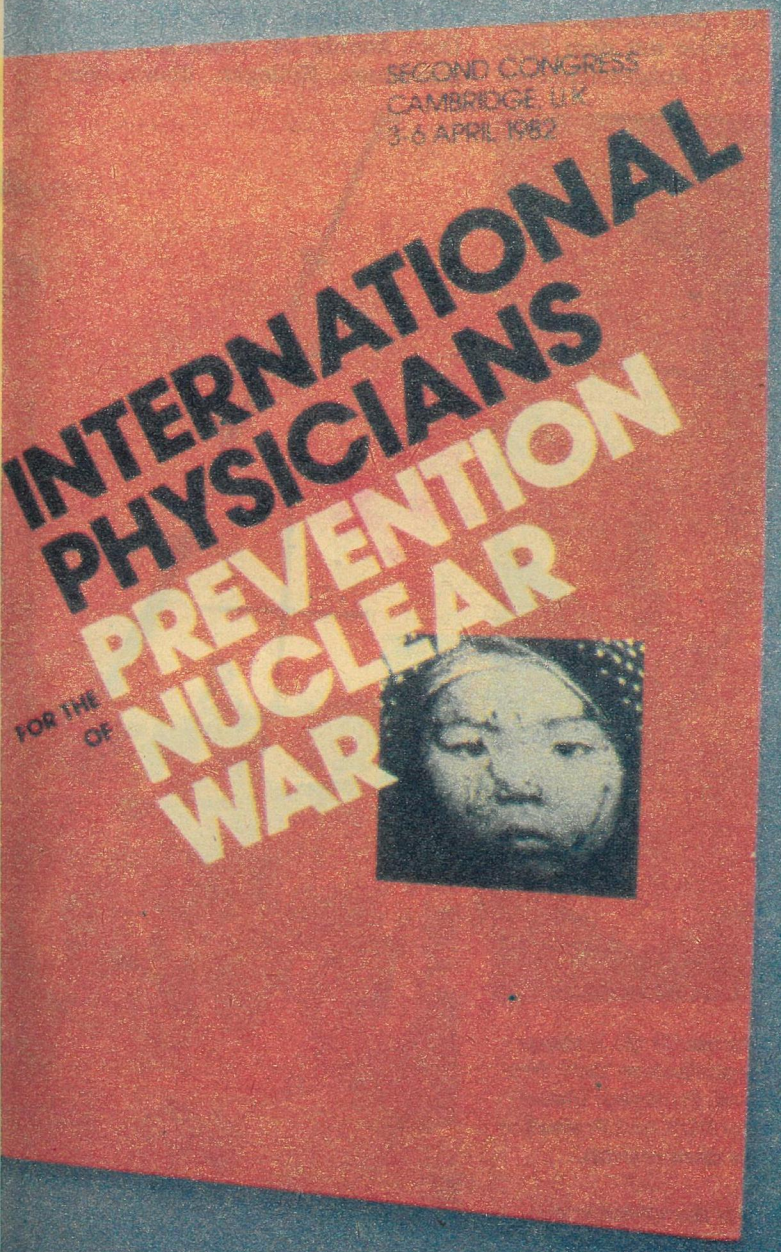
Gegen den plötzlich

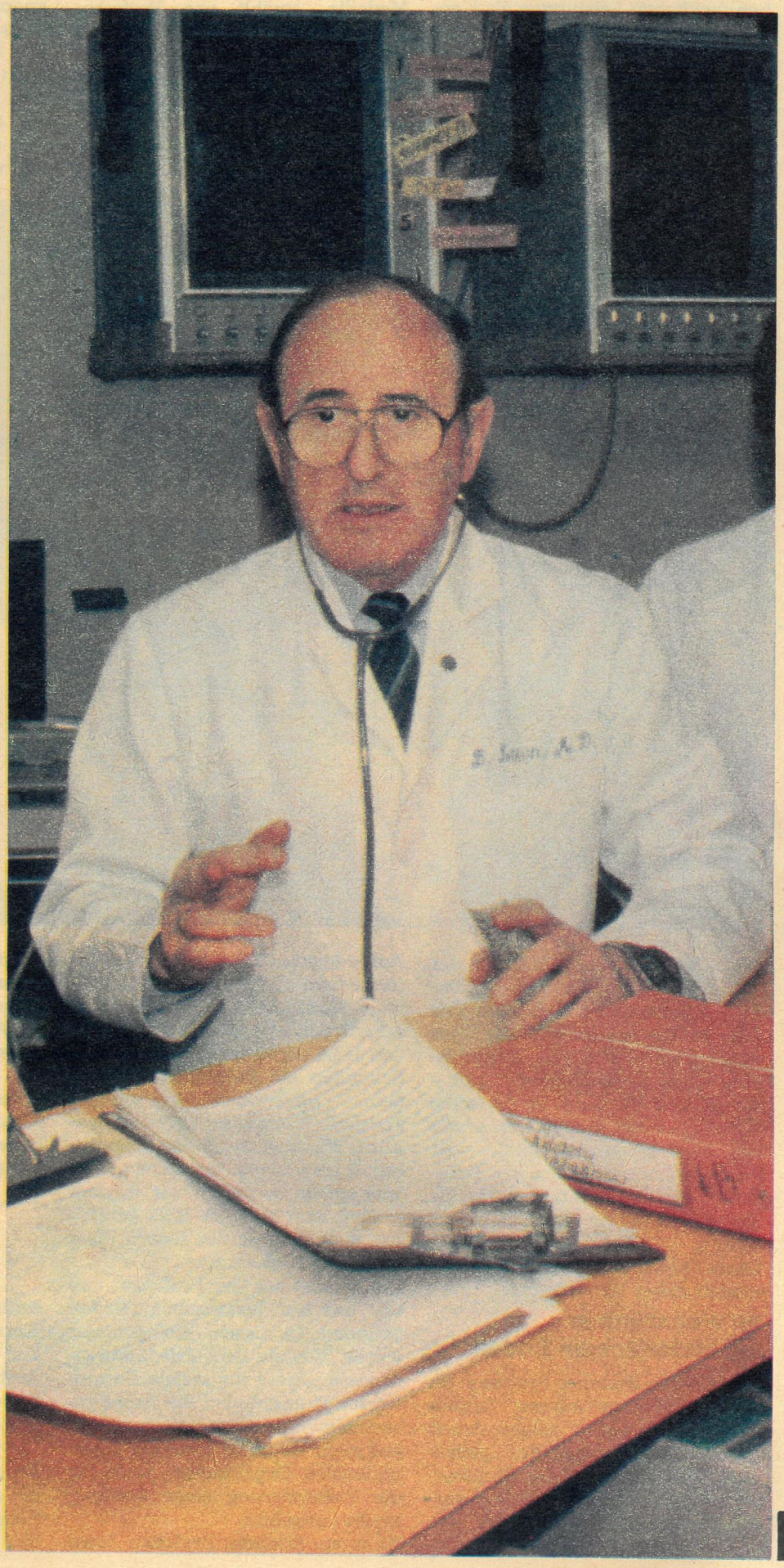
Ein Beitrag von Horst Schäfer

FREIE WELT EXKLUSIV

en Tod

In unserem Beitrag „Wider die letzte der Epidemien“ (Heft 25/1985) stellten wir den sowjetischen Kopräsidenten der Internationalen Organisation Ärzte für die Verhinderung eines Nuklearkrieges, Professor Jewgeni Tschasow, vor, jetzt Minister für Gesundheitswesen der UdSSR. FREIE WELT hatte nun die Möglichkeit, seinen amerikanischen Kollegen und Kopräsidenten der internationalen Ärztevereinigung, Professor Dr. Bernard Lown (Foto unten), in Boston zu besuchen.





An der Eingangstür des mehrstöckigen Klinikbaus im medizinischen Distrikt in Boston steht geschrieben: Dr. Lown, Laboratorium für Herz- und Gefäßerkrankungen. Doch innen – in der Empfangshalle und in den Fluren – glauben wir eher, in ein zeitgeschichtliches Museum geraten zu sein. An allen Wänden hängen Gemälde und Plakate, Fotos und Dokumente. Sie weisen darauf hin, daß es sich bei dem Chef der Klinik um einen außergewöhnlichen Vertreter seines Fachs handeln muß.

Gegen den plötzlichen Tod

Professor Bernard Lown ist ein international anerkannter und begehrter Experte auf dem Gebiet der Bekämpfung und Heilung von Herzerkrankungen. Das machen uns Urkunden und Dankschreiben prominenter Patienten, Auszeichnungen und mehr als 30 Diplome von Universitäten und Hochschulen der USA und vieler anderer Länder deutlich, die er für seine hohen fachlichen Leistungen als Kardiologe erhielt. Doch dazwischen hängen auch Dokumente an der Wand, die man in einer Arztpraxis nicht unbedingt vermutet; der George F. Kennan-Preis „für hervorragende Beiträge zur Stabilisierung der Beziehungen zwischen den USA und der UdSSR", der Gandhi-Friedenspreis aus Indien, eine Auszeichnung der Stadt Los Angeles für seinen „Beitrag zum Weltfrieden und für die Verhinderung eines Nuklearkrieges" und – darauf sind Bernard Lown, seine Mitarbeiter und die meisten seiner Patienten besonders stolz – der Friedensnobelpreis, der der Internationalen Organisation Ärzte für die Verhinderung eines Nuklearkrieges (IPPNW) 1985 verliehen wurde. Lown ist einer der Kopräsidenten dieser Vereinigung.

Im Wohnzimmer auf historischem Boden

Daß für den Bostoner Professor ein enger und untrennbarer Zusammenhang zwischen seiner Arbeit gegen das Phänomen des „plötzlichen Herztodes" und den Nuklear-tod besteht, ist auch dem schwarzen Brett im Wartezimmer des Lown-Laboratoriums zu entnehmen. Patienten und Mitarbeiter werden in Artikeln aus der inländischen und ausländischen Presse sowohl über die neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Herz- und Gefäßerkrankungen als auch über die jüngsten Proteste gegen die Nuklearrüstung informiert.

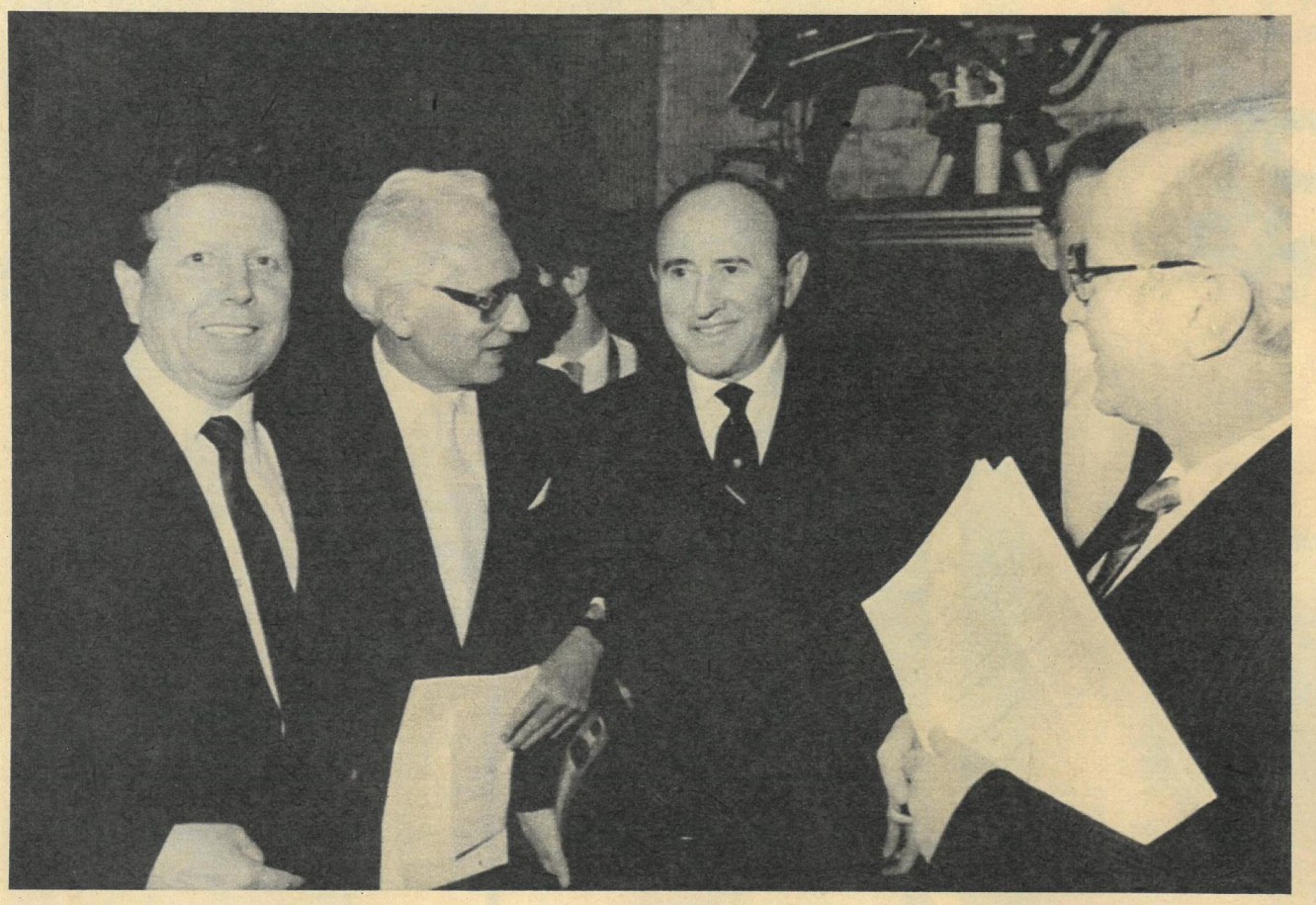
Der Kampf gegen den Nukleartod und den „plötzlichen Herztod" seien für ihn zwei Seiten derselben Medaille, erzählt uns Professor Lown, als wir zu Gast in seinem Einfamilienhaus im Bostoner Vorort Newton sind. Für ihn sei es nicht sinnvoll, den Herztod zu bekämpfen und dann so zu tun, als ob es die noch viel größere Bedrohung durch den Atomkrieg nicht gäbe. Außerdem habe ihn sein großes Interesse am Phänomen des „plötzlichen Herztodes", an dem Wissenschaftler in aller Welt forschen (in den USA stirbt daran alle neunzig Sekunden ein Mensch), auch mit dem sowjetischen Professor Jewgeni Tschasow zusammengeführt. Was sich aus dieser Bekanntschaft entwickelte, erfahren wir etwas später, nachdem wir in dem großen zum Teil mit Holz getäfelten Wohnzimmer der Lowns Platz genommen haben.

Zuerst sagt uns der Professor, daß wir uns auf historischem Boden befinden. In diesem Wohnzimmer wurde 1960 die USA-Friedensorganisation „Ärzte für soziale Verantwortung" gegründet, die heute zusammen mit Ärzteorganisationen aus mehr als 50 Ländern der Internationalen Organisation Ärzte für die Verhinderung eines Nuklearkrieges angehört.

Es ist ein Erlebnis, Professor Lown zuzuhören. Er spricht ruhig und konzentriert, ohne Hast, aber auch ohne irgendwelche Kunstpausen und bedient sich einer sehr einprägsamen bild- und geschichtenreichen Sprache. Dürre Fakten und Zahlen, so sagte er, werden schnell wieder vergessen – in eine kurze Episode oder in ein Erlebnis gekleidet, prägen sie sich oft für immer ein. Wenn er einen Sachverhalt charakterisiert, wird man unwillkürlich an die Präzision des Chirurgen erinnert. Seine Gestik ist knapp, aber eindringlich. Und genauso konzentriert wie beim Erzählen ist der Wissenschaftler auch beim Zuhören.

Das war sicherlich schon 1960 so, als der junge Assistenzprofessor den ein Jahr zuvor mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichneten britischen Labourpolitiker und Kernwaffengegner Philip Noel-Baker an der Harvard-Universität in Boston hörte: „Und von dieser Stunde an war mein Leben nicht mehr wie zuvor." Für Bernard Lown standen in Zukunft zwei Dinge im Zentrum seines Lebens: die Arbeit als Herzchirurg und die Tätigkeit für die Verhinderung eines Nuklearkrieges.

Alle zwei Wochen traf sich die damals noch kleine Ärztegruppe – heute gehören ihr Zehntausende USA-Mediziner an – in diesem Wohnzimmer rund um den Kamin, um über die Entwicklung einer Anti-Nuklearbewegung in den USA zu diskutieren. Es gelang Lown und seinen Kollegen, eine aufsehenerregende Serie von Artikeln zur Gefahr eines Nuklearkrieges und den medizinischen Konsequenzen eines solchen Konflikts im bekannten „New England Journal of Medicine" unterzubringen. Der Chefredakteur dieses Blattes habe ihn zuerst mit der Bemerkung: „Sie sind ja verrückt – was hat denn ein Atomkrieg mit der Medizin zu tun?" beinahe hinausgeworfen. Doch konnte Dr. Lown seinen angesehenen Kollegen überzeugen,



Friedensnobelpreis für die Internationale Ärzteorganisation 1985: Professor Tschasow, Professor Mebel als Vertreter der DDR und Professor Lown (von links nach rechts).

Ärzte warnen vor dem Atomkrieg: Protest gegen die Stationierung amerikanischer Raketen in Mutlangen (BRD).

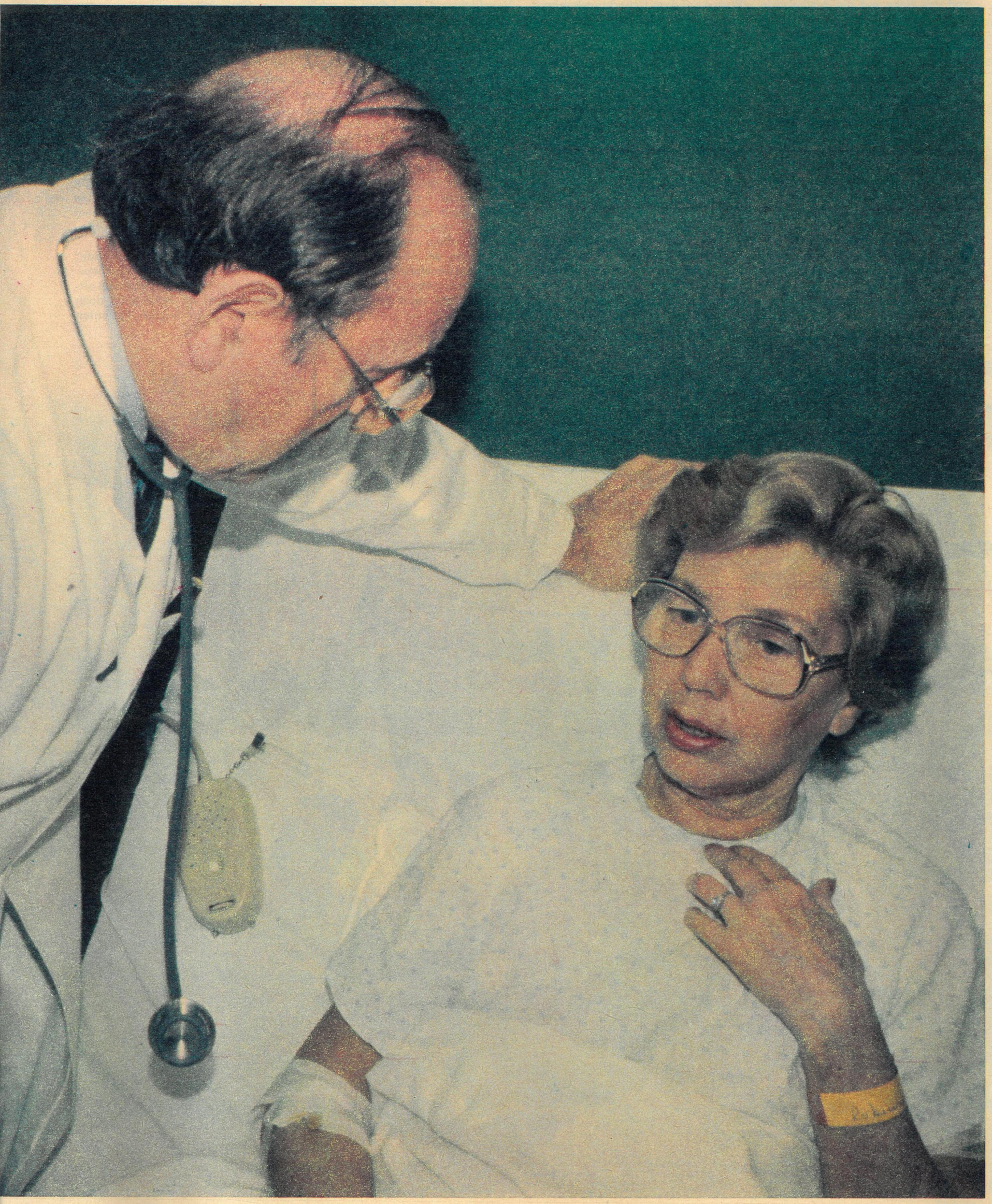
und das Echo auf die Artikelserie zeigte, wie groß das Interesse für dieses Thema bereits Anfang der sechziger Jahre war.
Seit 1966 kennen sich Bernard Lown und der damalige Leiter des Kardiologischen Zentrums der UdSSR und heutige Gesundheitsminister Jewgeni Tschasow persönlich. Ende der siebziger Jahre schien beiden die Zeit überreif für die Gründung einer Internationalen Ärzteorganisation zur Verhinderung eines Nuklearkrieges, die schließlich zwischen offiziellen Ärztedelegationen der UdSSR und der USA in Genf vereinbart und 1981 auf einem Kongreß im USA-Bundesstaat Virginia ins Leben gerufen wurde. Tschasow und Lown wurden die Kopräsidenten dieser Vereinigung.

Waren auf dem Gründungskongreß der IPPNW erst zwölf Staaten vertreten, so wuchs ihre Zahl bis zum 6. Weltkongreß in Köln im vergangenen Sommer bereits auf 49 Staaten. Auf dem 7. Kongreß der Internationalen Ärzteorganisation, der am 29. Mai in Moskau beginnt, werden – so schätzt Professor Lown – 1200 Ärzte aus mehr als 60 Staaten fast 170 000 Mediziner repräsentieren.

„Seine Leidenschaft hat uns alle mitgerissen"

Hauptanliegen der Organisation sei es, der Forderung der Ärzte zur Verhinderung eines Nuklearkrieges Gehör zu verschaffen. Dabei verstünden die Mediziner ihren Kampf gegen den Nukleartod als die konsequente Fortsetzung ihrer Verpflichtung, das Leben zu schützen und die Gesundheit zu erhalten. Denn, so formuliert der Arzt, „das Recht der Menschen zu überleben ist das allerwichtigste Menschenrecht".
Mit großem Nachdruck hatte sich die IPPNW auch der internationalen Kampagne für die Durchsetzung eines gemeinsamen Testmoratoriums von UdSSR und USA angeschlossen. Als Arzt, so Dr. Lown, könne man nicht nur auf Gefahren aufmerksam machen, sondern müsse auch die richtige Medizin dagegen verschreiben. Und eine solche Medizin gegen das nukleare Wettrüsten sei ein Teststopp-Vertrag für Atomwaffen. Damit könne auch die Ernsthaftigkeit des Abrüstungswillens unter Beweis gestellt werden.

Das Gespräch macht uns immer wieder deutlich, wie sehr Lown mit der Arbeit der Friedensbewegung der USA-Ärzte verbunden ist, daß er – wie es einer seiner Kollegen auf dem Kongreß der Organisation „Ärzte für soziale Verantwortung" im vergangenen Jahr in Philadelphia formulierte – „das Herz und die Seele der Organisation" ist. „Seine Leidenschaft hat uns alle mitgerissen und uns immer neue Energie gegeben. Wenn wir müde waren und pessimistisch, hat er uns wieder aufgerichtet. Dr. Lown scheint Müdigkeit nicht zu kennen."
Werden Sie wirklich nie müde? wollen wir von dem Professor wissen. Er lächelt und meint, er sei oftmals schrecklich erschöpft, doch die Gesundheit seiner Patienten



Gegen den plötzlichen Tod

In diesem historischen Zimmer ihres Hauses in Newton bei Boston, in dem 1960 die Friedensorganisation der USA-Mediziner „Ärzte für soziale Verantwortung" gegründet worden war, empfingen Prof. Dr. Lown und seine Frau die FREIE WELT.

und der Auftrag der Ärzte, zur Verhinderung eines Nuklearkrieges beizutragen, verlangten ihm alles ab. „Sie wissen ja", sagt er, „was die Belohnung für den Erfolg und für die harte Arbeit ist – immer mehr harte Arbeit."

Dann kommt Professor Lown auf ein Thema zu sprechen, das ihn bereits seit vielen Jahren sehr beschäftigt. In der 26jährigen Geschichte der Ärztebewegung habe er die Erfahrung machen müssen, „daß immer dann, wenn wir in unseren Diskussionen eine Lösung gefunden hatten, die Frage auftauchte: Aber was ist mit den Russen? Die Behauptung, man könne den Russen nicht trauen, überdeckte plötzlich alle anderen Fragen, und das Denken wurde eingestellt." In den 70 Jahren seit der Oktoberrevolution, in Jahrzehnten des kalten Krieges und in den letzten sechs Jahren einer Washingtoner Propaganda vom „Reich des Bösen" sei die USA-Bevölkerung darauf vorbereitet worden, „die Sowjetunion mehr zu fürchten als die nukleare Ausrottung".

Diesem Thema hatte der Professor schon auf dem Kongreß in Philadelphia große Bedeutung beigemessen. Die Furcht, so erklärte er damals, als „von den Sowjets beeinflußt" diffamiert zu werden, habe immer wieder viele Menschen in den USA gelähmt. Das nukleare Wettrüsten sei durch die ständige Dämonisierung der UdSSR in den Massenmedien gefördert worden. Nur mit der Behauptung einer angeblichen Bedrohung durch die UdSSR sei ein Teil der Bevölkerung überhaupt dazu gebracht worden, das Wettrüsten zu tolerieren. Als erstes komme es heute darauf an, das Verhältnis zur Sowjetunion zu verändern, habe er in Philadelphia gesagt. Nicht der Kommunismus, sondern nukleare Todeswaffen seien die Todfeinde der Menschheit.

Zwischen Arzt und Patienten muß ein Vertrauensverhältnis bestehen, ist Dr. Lowns Devise. Die 65jährige Mrs. Robinson, eine starke Raucherin, wird wohl um eine By-Paß-Operation nicht herumkommen.

Liste des Totschweigens

Wenig Freundliches kann der Professor über die USA-Presse sagen. Praktisch werde durch die Medien verhindert, daß die Botschaft der Ärzte über den Atomkrieg zu den Menschen gelangt. Und wenn doch einmal ein Artikel erscheine, dann folgten tausend andere, „die das wieder wegwaschen". Dr. Lown berichtet, daß er es sich jedesmal aufgeschrieben habe, wenn er von USA-Journalisten interviewt wurde, dann jedoch nichts oder nur sehr wenig darüber erschien. Die Liste dieser „Beispiele des Totschweigens" füllten bereits mehr als 40 Seiten.

Dazu gehört auch die Geschichte von einem dreistündigen Treffen mit Michail Gorbatschow in Moskau nach der Verleihung des Friedensnobelpreises. Auf einer anschließenden Pressekonferenz seien USA-Korrespondenten sehr interessiert gewesen, von ihm zu erfahren, wann er in New York eintreffe, um – wie Dr. Lown annahm – ihn zum Ergebnis dieser außergewöhnlichen Unterredung zu interviewen. Er habe sich den besten Schlips umgebunden – doch am New Yorker Flughafen sei kein Journalist erschienen, und es habe auch keiner versucht, ihn telefonisch zu erreichen. Später habe ihn dann ein Sonderkorrespondent der „New York Times" für viele Stunde interviewt – doch erschienen sei davon in der Zeitung nicht eine Zeile...

Eine weitere Frage, die uns interessiert, ist die Reaktion des medizinischen Personals und insbesondere der Patienten auf das politische Engagement Bernard Lowns. Anscheinend der Frage ausweichend, spricht der Kardiologe als erstes über seine Einstellung zum Arztberuf. Er sei immer bestrebt gewesen, der beste Arzt zu sein. Er selbst habe an den Herzspezialisten Dr. Lown immer die höchsten Anforderungen gestellt. Dazu gehöre auch, daß er immer versuchte zu vermeiden, ein „ärztlicher Techniker" zu werden. Die Behandlung von Patienten bestehe nicht in erster Linie aus Technik, sondern sei die Kunst, Beziehungen zu einem kranken Mitmenschen herzustellen, auch wenn technische Behandlungen viel einfacher zu verordnen wären. Dr. Lown führt einen zähen Kampf zum Beispiel gegen unnötige Operationen und hat bereits mehr als zwanzig Herzschrittmacher wieder entfernt, die seine Kollegen – wie er meint vorschnell – bei ihren Patienten einsetzten.

Was das alles mit unserer Frage nach der Reaktion von Mitarbeitern und Patienten auf seinen Kampf gegen die Atomrüstung zu tun hat? Es hat zuerst einmal mit dem Ansehen des Arztes zu tun und mit dem Vertrauen, das man in ihn hat. Davon hänge dann auch die Glaubwürdigkeit in anderen Fragen ab. Allerdings, so räumt Professor Lown ein, anfangs seien viele mit seiner langen durch die Arbeit für die beiden Ärzteorganisationen erforderlichen Abwesenheit von der Klinik nicht einverstanden gewesen. Inzwischen bringen Mitarbeiter und Patienten seiner Tätigkeit größtes Interesse entgegen. „Ich bin richtig stolz darauf, wie sie reagieren", betont Professor Lown. „Sie kommen jetzt zu mir und sagen: Wir freuen uns, daß Sie mit dem Ziel durch die Welt reisen, einen Nuklearkrieg zu verhindern. Sie reisen in dieser Sache auch für uns, für unser Überleben."

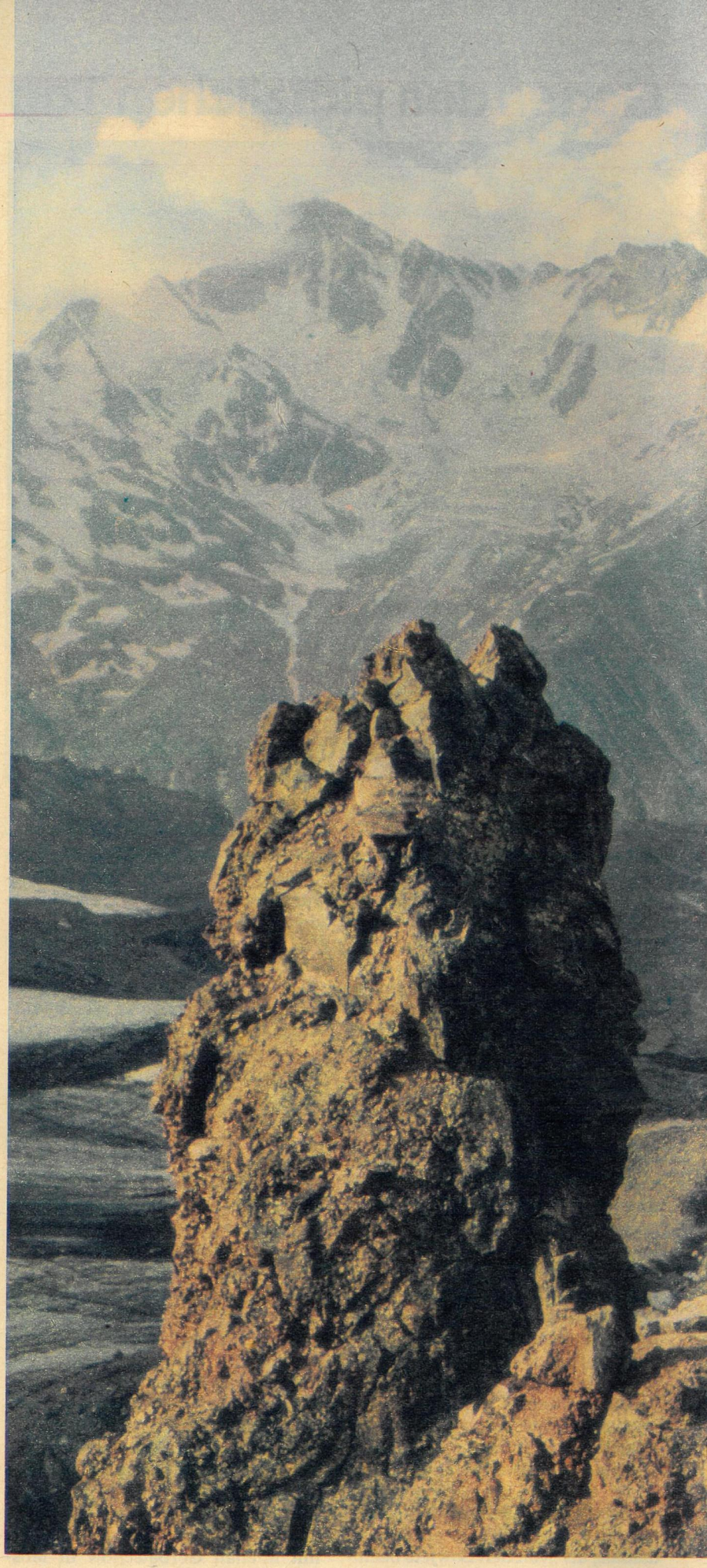
Das hohe Ansehen des Professors spüren auch wir, als wir ihn, einen Stationsarzt und zwei Assistenzärzte auf einer Visite begleiten durften. Dabei fällt uns die große Ruhe und Umsicht auf sowohl gegenüber den Patienten als auch seinen Kollegen. Dr. Lown hat diese Eigenschaften zu einem Imperativ seines beruflichen und politischen Lebens gemacht. Ein Arzt, so sagt er dazu, muß Ruhe ausstrahlen, sie daher auch besitzen, sie sich erarbeiten. Was natürlich nicht bedeutet, daß Dr. Lown nicht auch ärgerlich wird und sein Mißfallen zum Beispiel die Patientin Mrs. Robinson spüren läßt, weil sie entgegen seiner nachdrücklichen Warnung trotz einer schlimmen Herzkrankheit jeden Tag eine halbe Packung Zigaretten raucht.

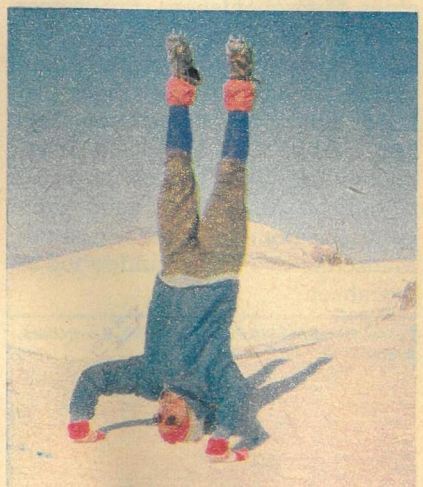
Interessant war zwischen zwei Patienten-Besuchen auch der Diskurs des Professors mit seinem Gefolge über Streß-Faktoren und insbesondere ihre sozialen Ursachen. Er stimmt nachdrücklich zu, als eine junge Assistenzärztin auf Untersuchungen verweist, welche die Arbeitslosigkeit einen wichtigen Verursacher des „plötzlichen Herztodes" nennt.

Unser Gespräch im Wohnzimmer ist bei den Enkelkindern angelangt und was es für eine Welt sein sollte, die man ihnen hinterlassen möchte. Professor Lown beklagt sehr, daß er wegen des übergroßen Arbeitspensums die drei Enkelkinder, deren Fotos im Büro und in der Wohnung zwischen Bildern von Treffen mit Generalsekretär Gorbatschow und Professor Tschasow an den Wänden hängen, nicht oft genug zu sehen bekommt. Ihr Großvater arbeitet dafür, so versucht er den beiden Älteren manchmal zu erklären, ihnen eine bessere Welt zu hinterlassen als die, in der wir leben. Seine Kollegen erinnert er immer wieder daran, daß man sich nur als „Transitpassagier" dieser Welt betrachten dürfe. „Sie ist uns nicht von den Eltern hinterlassen worden, sondern sie wurde uns nur für unsere Kinder und Enkel geliehen. Die Welt gehört nicht uns, sie gehört all den künftigen Generationen, und wir haben kein Recht, sie zu zerstören."

Zum Abschluß des etwa zweieinhalbstündigen Gesprächs kommt Bernard Lown erneut auf seinen Kampf gegen den „plötzlichen Tod" zu sprechen – den Herz- und den Nukleartod. Er erinnert an den Vorfall bei einer Pressekonferenz in Oslo zur Verleihung des Friedensnobelpreises, als ein Journalist plötzlich zusammenbrach. Die Professoren Lown und Tschasow diagnostizierten sofort die unmittelbare Gefahr des Herztodes. Zum ersten Mal sahen sich die beiden berühmten Kardiologen gemeinsam vor die Aufgabe gestellt, ihre ganze ärztliche Kunst zur Rettung eines Menschenlebens einzusetzen – und sie hatten Erfolg. „Der Kampf zur Erhaltung eines Lebens wurde gewonnen", resümiert Professor Lown den Vorfall von Oslo. „Aber es ist noch viel harte Arbeit notwendig", so faßt dieser außergewöhnliche Amerikaner sein Anliegen zusammen, „die gesamte Menschheit vor dem Nukleartod zu bewahren."

Fotos: Horst Schäfer (Farbe u. S. 51), Zentralbild, Archiv.





Guten Tag, Elbrus

Das muß schon eine trainierte Familie sein, die sich vornimmt, als gemeinschaftsförderndes Unternehmen mal eben auf den höchsten Berg des Kaukasus zu steigen ... Ausgangspunkt dieser Familientour war der Kasbek im Zentrum der fast 1300 Kilometer langen Gebirgskette; die „Wetter-

köche“ auf ihrer Station in einsamer Höhe über dem Dorf Kasbegi freuen sich immer, wenn Besucher den Weg zu ihnen herauf finden. Dann der lange Marsch zum Fuße des Elbrus. Schluchten voll tosender Bergwasser, Serpentinenpfade auf schwindelerregenden Steilhängen, spaltenreiche

Gletscherfelder werden passiert. Doch bei allem Einvernehmen mit der Meteorologie — bis zum Schluß bleibt die Frage: Spielt oben das Wetter mit?

In Wort und Bild berichtet Dr. Klaus Manske vom Erlebnis der Gipfelhöhen

Natur als Brückenbauer. Gebilde solcher Art wollen auch von dem geübten Bergwanderer mit der nötigen Vorsicht betreten sein.

Guten Tag, Elbrus

„Der Elbrus liebt keine Frauen", sagte mit undurchdringlicher Miene Anatol, als wir um die Erlaubnis zur Besteigung des 5642 Meter hohen Elbrus baten. Ulrike, meine Frau, und Tochter Steffi machten lange, enttäuschte Gesichter. Schließlich fügte er nach längerer Pause, kaum merkbar schmunzelnd, hinzu: „Also, wenn um Mitternacht am Himmel die Sterne funkeln und kein Sturm heult, könnt ihr meinetwegen morgen früh einen Versuch unternehmen." Drei strahlende Menschen verließen den großmütigen Leiter des Bergrettungsdienstes...

Plötzlich standen Fragen vor uns, die wir in drei Wochen Kaukasusaufenthalt schon beantwortet glaubten. Reicht die Kondition aus für den König des Kaukasus? Haben wir uns genügend akklimatisiert? Wie wird die achtzehnjährige Steffi reagieren, die bisher zu Fuß nicht mehr als 4000 Höhenmeter erreichte? Was machen wir, wenn es kälter als 20 Grad minus wird? Dann sind mittelschwere Bergschuhe nicht warm genug. Über allem noch die Bedingung: Sternenhimmel und sturmfrei um Mitternacht!

Der Elbrus – das sollte Abschluß und Höhepunkt unserer mehrwöchigen Wanderung sein. Das gewaltige Massiv befindet sich auf der Nordseite des zentralen Kaukasus. Über den Kamm muß man hinweg, um zum doppelgipfligen „Höchsten der Berge" zu gelangen. Wir waren über den 3375 m hohen Betscho-Paß gekomnmen. In 2200 m Höhe verbreiterte sich das Tal des Dolraflusses, der Wald trat zurück und machte smaragdgrünen Bergwiesen Platz. Schafe und Ziegen sowie Gruppen kaukasischer Zwergrinder weideten auf blumenübersäten Matten von betörender Farbenpracht.

Dann war das Tal zu Ende. Steil ging es bei wolkenlosem Himmel im Zickzack die Paßhöhe hinauf. Zur Erfrischung jedoch rieselte und sprudelte immer wieder eiskaltes Quellwasser am Wegrand. Der letzte Anstieg verlangte noch einmal Schwerarbeit. Lockeres kiesiges Gestein zog wie zäher, klebriger Brei jeden Schritt fast wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück. Der Höhengewinn war minimal, auch mit dem Einsatz von Pickeln, Stöcken und – bloßen Händen. Besser haben es da die Abwärtssteigenden. In das Geröll springend, sausen sie wie Abfahrtsläufer zehn, zwanzig Meter auf einen Rutsch mit den losen Gesteinsmassen talwärts.

Kurz vor dem Höhensattel wartete von unserer kleinen Expedition einer auf den anderen. Gemeinsam wollten wir die Schwelle zum Nordhang betreten. Feierlich schüttelten wir uns zum „Paß-Gruß", beim erstmaligen Anblick des Elbrus, die Hände. Nach dem Abstieg über einen spaltenreichen Gletscher rollten wir inmitten duftender Bergblumen, auf einer Wiese in 2450 m Höhe, die Schlafmatten aus. Das Aufstellen des Zeltes erübrigte sich angesichts der heraufziehenden sternklaren Nacht. Warm verpackt, in den Schlafsäcken liegend, kreisten unsere Gedanken um den Elbrus. Könnten wir einen Versuch wagen? Würde die nun schon fast vierzehn Tage dauernde Schönwetterperiode – eine Rarität in dieser Gegend – noch anhalten?

Am nächsten Tag: flotter Anmarsch zum Berg. Der fröhlich-bunte Wollmarkt am Hotel Tscheget im Baksantal wurde vernachlässigt: schnell etwas Obst, Brot und einige Süßigkeiten gekauft, und weiter ging es. Glücklich erwischten wir die letzte Gondel am Fuße des Elbrus. Sie schwebte mit uns empor zur Station Mir. Schnell heraus zum Umsteigen, um mit dem Sessellift noch vierhundert Meter höher zu kommen. Dachten wir. Der Lift hatte für diesen Tag bereits endgültig und unwiderruflich Feierabend. So wurde der Maschinistenstand der Gondelstation in 3500 m Höhe unser bettenloses Quartier.

Mit uns begann früh der Lift sein Tagesprogramm. Auch auf Prijut 11, der höchstgelegenen Touristenherberge des Kaukasus (4200 m), waren wir die Tagesersten. Selig bezogen wir ein bequemes, mit Teppichen ausgelegtes Drei-Bett-Zimmer und stapften schon kurze Zeit später aus „Akklimatisationsgründen" zum 4690 m hohen Pastuchowfelsen. An dieser kleinen Felseninsel inmitten des Elbrus-Eispanzers mußte der gleichnamige russische Militärtopograph im vergangenen Jahrhundert bei seinen Gipfelbesteigungsversuchen mehrmals wegen Höhenkrankheit umkehren. Wir alle drei aber fühlten uns wohl wie selten. Rückweg zum „Hotel über den Wolken". Der Rest des Tages verging mit Ausruhen, Essen, Trinken und familiärem Gespräch fast zu langsam für unsere Ungeduld. Gegen Mitternacht war der Himmel nicht ganz wolkenfrei. Das ließ unseren Schlaf etwas unruhig ausfallen. Ein frischer Wind rüttelte am Fenster.

Gegen vier Uhr morgens zeigt sich das Wetter so, daß man den Aufbruch wagen kann. Mit Steigeisen an den Schuhen stapfen wir in dichte Finsternis. Wenig später wird es am Nord-Ost-Horizont zunehmend heller. Wir saugen das unbeschreibliche Erlebnis eines werdenden Tages auf dieser Höhe in uns ein... Langsam ist zu erkennen, daß Täler und Berge unter und neben uns von dicken Wolkenballen verschluckt sind. Am Pastuchowfelsen gibt es einen Schluck Tee und Zwieback-Komprimat.

Bald nach der kleinen Rast blitzen erste Sonnenstrahlen am Westgipfel auf. Immer tiefer kriechend bringen sie einen Hauch von Wärme, die Morgenkälte verschwindet langsam. Der Wind hält sich erstaunlicherweise zurück... Bevor der 5300 m hohe Sattel in Sicht kommt, biegen wir scharf nach rechts, steigen Meter für Meter über Schnee und Gestein dem Ostgipfel entgegen. Auf dem letzten Abschnitt fordert die Höhe mit ihrem immer geringeren Sauerstoffgehalt häufigere und längere Pausen.

Doch endlich – an einem kleinen Steinhaufen (in 5621 m Höhe) geht es um uns herum nur noch abwärts! Drei glückliche Menschen liegen sich in den Armen, bringen kaum ein Wort hervor, überwältigt vom gemeinsam Erreichten. Nur langsam wird das Geschehen faßbar, macht die Freude lebendig. Steffis Tränen sind versiegt, sie jubelt, klopft eine kleine Mulde in den Schnee und – steht kopf vor Übermut.

Eine halbe Stunde genießen wir den langerhofften, jetzt Wirklichkeit gewordenen Anblick, aber danach geht es hinab in Richtung Sattel. „Tochter, wie fühlst du dich?" – Sie strahlt übers ganze Gesicht und zeigt ihren erhobenen Daumen. „Also gut". Die Traversierung auf den noch einundzwanzig Meter höheren Westgipfel ist somit beschlossene Sache. Beim Wiederanstieg verstehen wir unsere Körper nicht mehr. Bisher ging es zwar manchmal schwer, aber doch immer vorwärts. Jetzt wollen die Beine ihren Dienst versagen. Wie von Magneten festgehalten, kleben sie im Schnee. Nur der Wille treibt uns immer wieder zehn, zwölf Schritte voran. Erst nach und nach lösen sich die „Bremsen" wieder.

Bergsteiger aus Potsdam begegnen uns, sie befinden sich schon im Abstieg. Nach Glückwunsch und kurzem Erfahrungsaustausch setzen wir unsere entgegengesetzten Wege fort. Selbst bergauf wird es jetzt leichter und leichter, bis keine Höhe mehr zu ersteigen ist... Auf dem Gipfel weht ein scharfer Wind. Zwölf Grad Kälte zeigt das Thermometer. Wolken ziehen unten, immer näher zu uns heran, gen Osten. Der Aufenthalt hier oben ist nur kurz. Obwohl sich das sportliche Ergebnis mit dieser Besteigung wesentlich erhöht, geht jetzt alles sachlicher zu, weniger emotional. Fast erscheint uns der Westgipfel wie eine Zugabe... Vom Sattel abwärts tauchen wir bald in Wolken ein, am Pastuchowfelsen beginnt es zu schneien.

Bereits vor der Tür von Prijut 11, unserer Bergwohnung, nimmt Anatol uns in Empfang. Strahlend verkünden wir: „Diesmal haben sich die Frauen beim alten Elbrus beliebt gemacht." – Galant erwidert er: „Gegenüber solcher Weiblichkeit, wie sollte er da mürrisch sein."

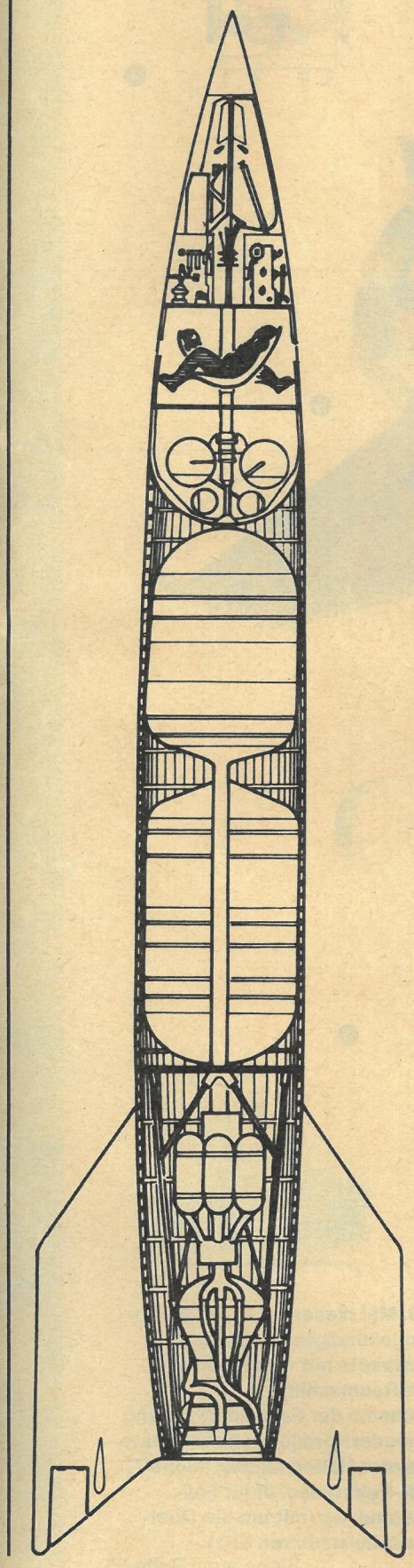
Beispiel für die Mehrfachnutzung sparsam mitgeführter Gegenstände: Die Sonnenbrille dient zugleich auch als Rasierspiegel.

Von Wostok zu Mir

FREIE WELT-Rücktitelserie

„Ohne Genehmigung nicht öffnen“

Tichonrawows Höhenraketen-Projekt WR-190 aus dem Jahre 1945 für den bemannten Suborbitalflug in bereits kosmische Höhen von 190 bis 200 km über der Erde. Diese Rakete besaß alle konstruktiven Lösungen für moderne Träger



Mehrere versiegelte Päckchen im Nachlaß von Sergej Koroljow (1907–1966), dem ersten Vollender Ziolkowskischer Ideen und Wissenschaftsorganisator der sowjetischen Kosmonautik, trugen die Aufschrift: „Ohne Genehmigung von S. P. Koroljow nicht öffnen!“ Nach seinem Tode hatte dieser Vermerk seine Gültigkeit verloren. Als man die Siegel löste – es war die Zeit, da man die ersten bemannten Sojus-Flüge (1967–1969) unmittelbar vorbereitete – kamen Dinge zum Vorschein, die selbst eingeweihte Experten verblüfften: Flugkörper mit Besatzungskabinen und kompletten Lebenssicherungssystemen. Was da an detaillierten Projektzeichnungen und an Plänen auf den Tisch flatterte, war die unmittelbare Vorgeschichte der bemannten Raumfahrt. Des Menschen Flug ins All war für zwei der großen Raketenpioniere der UdSSR, für Sergej Koroljow und seinen alten Mitstreiter Michail Tichonrawow schon vor dem Sputnik-Start greifbare Wirklichkeit geworden. So paradox es klingen mag: Bevor diese beiden Männer künstliche Erdsatelliten entwarfen, die vor drei Jahrzehnten die Welt begeisterten und erschütterten, konstruierten sie ihre ersten Raumschiffe – Vehikel, Zwitter zwischen Luft- und Raumfahrt. Und für die Besatzungen dieser Flugkörper, die vertikal in Höhen bis weit über einhundert Kilometer vorstoßen und nach einem schwerelosen Bogenflug wieder zur Erde zurückkehren sollten, fanden sie auch die entsprechende Dienstbezeichnung. Sie nannten die Besatzungsmitglieder ihrer ersten Raumschiffe einfach Stratonauten. Noch verwandten sie den Begriff Kosmonauten bei diesen Projekten nicht, obwohl sie ihn schon oft gebraucht hatten. Koroljow und Tichonrawow, die Anfang der dreißiger Jahre zusammen an den ersten Flüssigkeitsraketen experimentierten und dann durch die Kriegsereignisse auf verschiedene Arbeitsplätze verschlagen wurden, verfolgten bis Mitte der fünfziger Jahre getrennt ihre gemeinsamen Ideen und Ziele. Erstaunlich ist, daß beide zu den gleichen technischen Lösungen und derselben Schrittfolge ihres Vorgehens gelangten: zuerst der Vorstoß des Menschen über die Region der Fliegerei hinaus mit Raketen, die in ihrer Spitze Rückkehrapparate tragen, die nach ihrer Abtrennung mit Hilfe von Fallschirmen, wie Hubschrauber durch rotierende Tragschrauben oder wie Flugzeuge durch die Aerodynamik ihrer Flügel landen. Ein ganzes Arsenal an technischen Möglichkeiten wurde dabei erkundet, das heute den Raumfahrtkonstrukteuren noch viele Anregungen gibt. Tichonrawow begann schon 1945 mit den Vorstudien für sein Projekt WR-190, für eine einstufige bemannte Höhenrakete, die ihre Nutzlast in Höhen von mindestens 190 Kilometern bringen sollte: zwei sich auf schwenkbaren Konturensesseln gegenübersitzende Stratonauten in einem Sub-Raumschiff, dessen größter Durchmesser nur anderthalb Meter maß.

Koroljow folgte Tichonrawow Anfang der fünfziger Jahre mit ähnlichen Projekten, allerdings mit weitergreifenden technischen Lösungen. Nach diesen getrennten Versuchen, die Fesseln der Erdanziehung zu sprengen, fanden beide Männer zur gemeinsamen Arbeit zurück und bauten in ihrer erfolgreichsten Schaffensperiode die ersten Erdsatelliten und Raumschiffe, die unseren Planeten umkreisten.

Medizinisch-biologische Experimente mit sowjetischen Höhenraketen 1949–1960

Mit Tichonrawows WR-190 und mit Koroljows Raketenschiff-Konstruktionen fanden keine suborbitalen bemannten Raumflüge statt, aber mit 26 Einstufen-Raketen der Typen W-1B, W-1E, W-1D, W-2A und W-5A wurden Mini-Subraumschiffe, die mit Landefallschirmen ausgerüstet waren und deren Besatzung aus einem Versuchshundepaar bestand, in Höhen zwischen 100 und 473 km gestartet. Einige dieser Raketenhunde führten zwei, die Hündin Otwashnaja sogar drei suborbitale Flüge durch. Drei und vier Jahre vor den Erdumkreisungen von Sputnik-2 mit der Eskimo-Hündin Laika an Bord. Filmkameras hielten das Verhalten der Testobjekte fest, und Telemetriesysteme überwachten die Körperfunktionen. Insgesamt wurde bei diesen Höhenaufstiegen eine Schwerelosigkeits-Gesamtdauer von mehr als zweieinhalb Stunden erreicht.

Unsere Preisfrage:

Vor drei Jahrzehnten – im 40. Jahr des Großen Oktober – umkreiste der erste von Menschenhand geschaffene Himmelskörper unseren Planeten. An welchem Tag startete Sputnik 1?
Ihre Antwort auf Postkarte schicken Sie bis 3. Juni 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Preisträger in Heft 13/87.

Im nächsten Heft:

Kabuler Bilder

FW-Reporter besuchten die afghanische Hauptstadt und entdeckten dort eine Gegenwart, die aus Vergangenheit und Zukunft besteht.

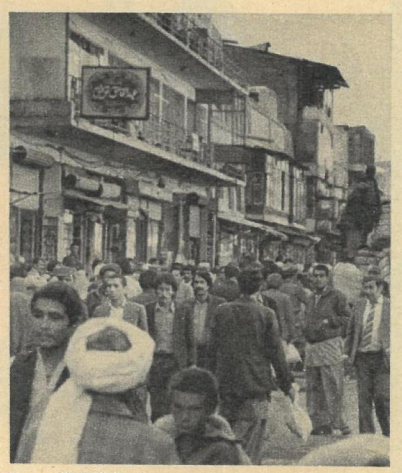


Foto: V. Billeb

Das Geheimnis der Teufelszehen

Meterhohe Felsen wie Götzen einer untergegangenen Welt erheben sich rund um die sowjetische Kurileninsel Kunaschir vor der japanischen Küste. Sie geben Antwort auf die Frage, was am Anfang der Entstehung unseres Planeten vor Milliarden Jahren geschah.

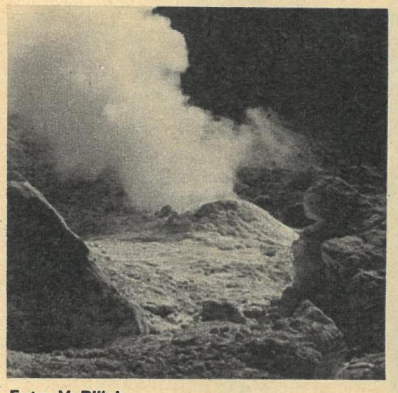


Foto: V. Billeb

Neue FW-Serie

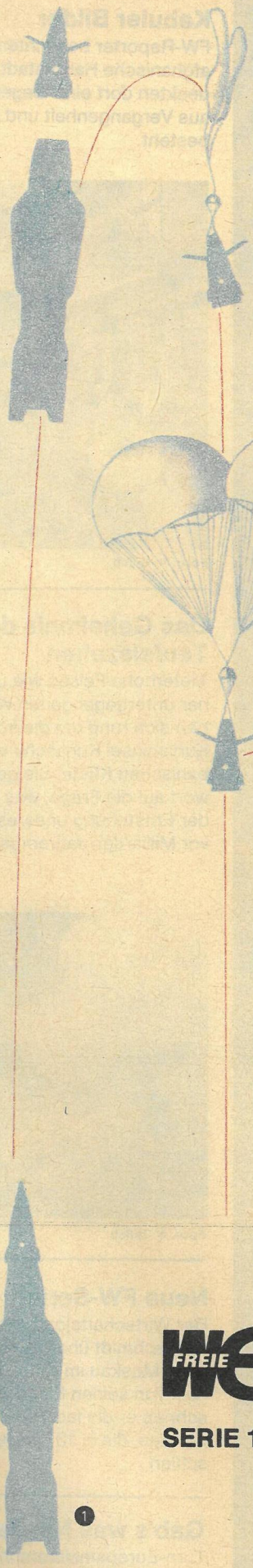
Der Wirtschaftsjournalist Alfons Goldschmidt über seine Reise nach Moskau im Jahre 1920. Noch heiß von seinen Eindrücken schrieb er die faszinierende Reportage, die in 13 Ländern erschien.

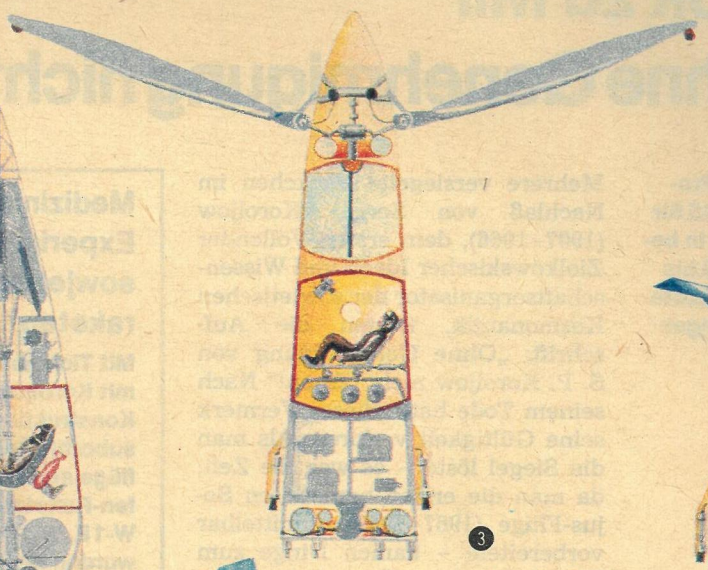
Gab's was Neues?

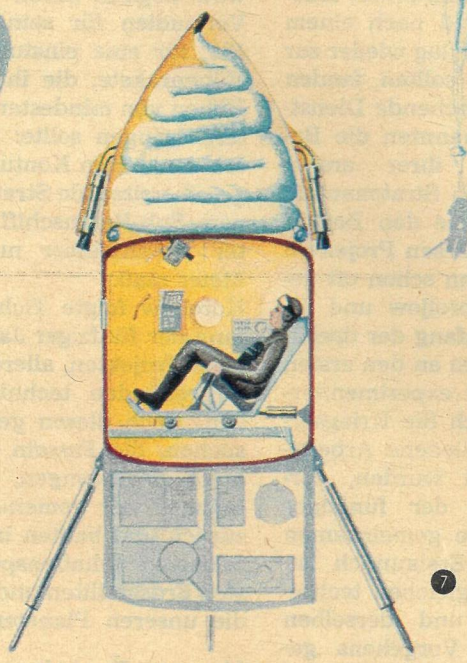
Turn-Europameisterschaften der Männer und Frauen in Moskau: Was haben die Sieger wie die Besiegten an neuen Attraktionen und Sensationen zur Schau gestellt?

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Von Wostok zu Mir







FREIE WELT

SERIE 1

Projekte, die vor Gagarins Raumschiff entstanden: 1 – Koroljows Forschungsrakete W-1E (1 WE), die ihre Nutzlast in Höhen um 100 Kilometer heben und deren bemannte Kapsel per Fallschirm landen sollte (Projekt 1952).
2 – Tichonrawows Projekt des Stratonauten-Subraumschiffes WR-190 aus dem Jahre 1945, das zwei Besatzungsmitglieder bis in Höhen um 200 km befördern sollte.
3 – Raketen-Subraumschiff von Koroljow mit ausklappbaren Rotorenblättern, um eine Hubschrauberlandung zu ermöglichen. Koroljow nannte dieses System „Lopatka" nach dem ausklappbaren Feldspaten (Projekt 1954).
4 – Subraumschiff von Koroljow mit Rückkehr-Bremsraketen am Rumpfboden, um eine weiche Landung zu sichern (Prinzip, das seit Woßchod bei allen aus dem Kosmos zurückkehrenden Raumschiffen angewandt wird).
5 – Raketenflugzeug Koroljows nach dem Projekt SK-RK, das beim Start die Spitze der Trägerrakete bilden und nach dem Suborbitalflug per konventioneller Flugzeuglandung zurückkehren sollte (Prinzip der von Michail Gorbatschow am 13. Mai dieses Jahres in Baikonur angekündigten universellen Trägerrakete mit wiederverwendbarem Raumschiff).
6 – Schema der Fallschirmlandung für eines der Koroljowschen Projekte bemannter Höhenraketen (siehe 7).
7 – SK-Raketenschiff für Fallschirmlandung (mit um die Querachse schwenkbaren Sitz).

Siehe auch Seite 55

Zeichnungen: Michael Römer; Text und Redaktion: Karl-Heinz Eyermann.